Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române

Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicaţie semestrială a Societăţii Germano-Române

Jahrgang XXIV • Heft 2 • Winter 2021

Paul Bagiu — **Die rumänische Diaspora aus dem Blickwinkel deutscher Behörden**
Das rumänische Exil in der Bundesrepublik von den 1950er bis zu Beginn der 1980er-Jahre

Andreea Pascaru
George A. Budur — **„Ich schreibe sowohl auf Standardbulgarisch als auch auf Paulikianisch“**
Die Banater Bulgaren und ihre Mikroliteratursprache

Daniel Banner — **Entwicklung und Wirkung einer konfessionellen Kultur in Altrumänien**
Das „Bukarester Katholische Sonntagsblatt“ als Wissens- und Kommunikationsraum

Janna Peleikis — **Als Fremde in einem unbekannten Land**
Ein Freiwilliges Soziales Jahr in Bălți, Republik Moldau

Philippe Blasen — **Die Wernerschule in Sarata (1844-1940)**
Ein Kapitel deutscher Bildungsgeschichte in Bessarabien

Cristina Grossu-Chiriac — **Interkulturelle Beziehungen der Bessarabiendeutschen 1918-1940**
Ein Pilotprojekt zur Didaktisierung von schriftlichen und mündlichen Quellen

Elena Viorel — **Karl Emil Franzos’ Werke als Dialog zwischen zwei Kulturen**
Exemplarische Darstellung der Sitten und Bräuche in einem rumänischen Dorf

Andreea Odoviciuc — **Gegeneinander – Nebeneinander – Miteinander**
Zur Sprachen- und Nationalitätenkonstellation der habsburgischen Bukowina

Neue Bücher

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.
Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.
Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Internet: www.deruge.org ISSN 1618-1980

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

wir freuen uns, dass wir Ihnen auch mit der aktuellen Ausgabe der DRH wieder ein äußerst vielfältiges Spektrum an Themen darbieten können: Den Auftakt der insgesamt acht Beiträge machen wir diesmal mit Paul Bagiu, der sich mit der rumänischen Diaspora in der Bundesrepublik von den 1950er bis zu Beginn der 1980er-Jahre aus der Perspektive deutscher Behörden befasst. Darauf folgend gehen Andreea Pascaru und George A. Budur in ihrem Artikel auf die Literatursprache der römisch-katholischen Bulgaren ein, die seit Ende des 17. Jahrhunderts im Banat siedeln. Daniel Banner schreibt über die Bedeutung des „Bukarester Katholischen Sonntagsblattes" für die deutsche Bevölkerungsgruppe in Altrumänien zwischen 1913 und 1942.

Ein freiwilliges soziales Jahr wollte Janna Paleikis an einer Schule im nordmoldauischen Bălți verbringen. Pandemiebedingt wurde daraus nur ein halbes Jahr. Trotzdem waren ihre Erlebnisse in der für sie völlig unbekannten Republik Moldau in der kurzen Zeit vielzählig und kunterbunt, an einigen davon lässt sie uns in ihrem Artikel teilhaben. Mit der Bedeutung der Wernerschule in Sarata für die Bessarabiendeutschen macht uns der Historiker Philippe Blasen bekannt. Über ein Pilotprojekt zur Didaktisierung von bessarabiendeutschen schriftlichen und mündlichen Quellen in Chișinău berichtet Cristina Grossu-Chiriac.

Elena Viorel geht in ihrem Beitrag auf die Darstellung der Sitten und Bräuche rumänischer Bauern in der nördlichen Moldau bei Karl Emil Franzos ein, dessen Werk sie als Dialog zwischen zwei Kulturen interpretiert. Und zu guter Letzt beschäftigt sich Andreea Odoviciuc mit den Nationalitäten- und Sprachenkonstellationen in der habsburgischen Bukowina unter besonderer Berücksichtigung des Rumänischen.

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz
Chefredakteur

Die ehemalige evangelisch-lutherische Kirche von Sarata (Budschak, Ukraine), auch „Dom in der Steppe" genannt, wurde mit Unterstützung des Bessarabiendeutschen Vereins (Stuttgart) wiederaufgebaut und dient heute als baptistisches Gotteshaus. Foto: Josef Sallanz

Inhalt

4 Die rumänische Diaspora aus dem Blickwinkel deutscher Behörden
Paul Bagiu

7 Die Banater Bulgaren und ihre Mikroliteratursprache
Andreea Pascaru, George A. Budur

10 Das „Bukarester Katholische Sonntagsblatt"
Daniel Banner

13 Als Fremde in einem unbekannten Land
Janna Peleikis

15 Die Wernerschule in Sarata (1844-1940)
Philippe Blasen

18 Interkulturelle Beziehungen der Bessarabiendeutschen 1918-1940
Cristina Grossu-Chiriac

20 Karl Emil Franzos' Werke als Dialog zwischen zwei Kulturen
Elena Viorel

23 Gegeneinander – Nebeneinander – Miteinander
Andreea Odoviciuc

25 Neue Bücher
- Ana Blandiana: Mein Vaterland A4 / Patria mea A4. Gedichte (*Tobias Larenz*)
- Dinu Flamand: Zwischenfrost. Frigul intermediar. Gedichte (*Gundel Große*)
- Flavius Ardelean: Der Heilige mit der roten Schnur. Roman (*Christina Weigel*)
- Leonhard Hieronymi: In zwangloser Gesellschaft. Roman (*Maria Muscan*)
- Franz Heinz: Endzeit. Roman (*Matthias Bauer*)
- Yvonne Hergane: Die Chamäleondamen. Roman (*Markus Fischer*)
- Daniel Mellem: Die Erfindung des Countdowns. Roman (*Maria Irod*)
- Frieder Schuller: Ossis Stein. Zwei Theaterstücke (*Markus Bauer*)
- Sigrid Katharina Eismann: Das Paprikaraumschiff. Roman (*Cosmin Dragoste*)
- Zoltán Böszörményi: Immer wenn ich meine Augen schließe. Roman (*Ingeborg Szöllösi*)
- Olivia Manning: Der größte Reichtum. Roman (*Katharina Biegger*)
- Roxanne Veletzos: Im Licht der Freiheit. Roman (*Sabina De Carlo*)
- Panait Istrati: Politische Spätschriften 1934/1935 (*Anke Pfeifer*)
- Mariana Hausleitner: Eine Atmosphäre von Hoffnung und Zuversicht (*Gerhard Köpernik*)
- Anton Sterbling: Die antwortlose Gesellschaft (*Wilfried Heller*)
- Gertrud Nicolae, Octavian Nicolae: Sprachreiseführer Rumänisch (*Maren Huberty*)
- Irina Georgescu: Carpatia. Eine kulinarische Reise durch Rumänien (*Miriam Pfeiffer*)
- Silviu Mihai: Rumänien (*Gilles Duhem*)

Das rumänische Exil in der Bundesrepublik von den 1950er bis zu Beginn der 1980er-Jahre

Die rumänische Diaspora aus dem Blickwinkel deutscher Behörden

Von Paul Bagiu

Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geriet Rumänien, das zu diesem Zeitpunkt vollständig von der Roten Armee besetzt war, in den Einflussbereich der Sowjetunion. Im Zuge dessen erfolgte eine schrittweise Umwandlung des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens in Rumänien hin zu einem sozialistischen Staat. Als Folge hiervon erlebte das Land die Einschränkung bürgerlicher Rechte, die Unterdrückung jeglicher politischer Opposition sowie zahlreiche Verhaftungen Andersdenkender, zudem weitreichende Enteignungen und die Umwandlung der Staatsform von einer konstitutionellen Monarchie hin zu einer Volksrepublik sozialistisch-kommunistischer Prägung. Abgeschreckt durch diese Entwicklung entschieden sich viele rumänische Staatsbürger unterschiedlicher ethnischer Abstammung für den Verbleib im bzw. die Emigration in den Westen, unter anderem auch in den westlichen Teil Deutschlands und später in die Bundesrepublik.

Die folgenden Ausführungen betreffen insbesondere die rumänischstämmigen Emigranten in der Bundesrepublik im Zeitraum von 1950 bis 1980. Zu den im Nachkriegsdeutschland ansässigen Exilrumänen gehörten u.a. solche, die bereits während des Zweiten Weltkriegs oder unmittelbar danach den Weg hierhin gefunden hatten. Dies waren rumänische Bürger, die als Repräsentanten der mit dem Dritten Reich verbündeten rumänischen Militärdiktatur oder als Mitglieder der faschistischen Eisernen Garde entweder nach Deutschland entsandt wurden oder vor der jeweiligen rumänischen Regierung – ob faschistischer, Militär- oder kommunistischer Diktatur – geflohen waren. Im Rumänien der Nachkriegszeit als Kriegsverbrecher und Volksfeinde abgestempelt, drohte ihnen bei der Rückkehr Verfolgung, Haft, Deportation oder gar der Tod. Dieser Gruppe von Emigranten gesellten sich in den ersten Nachkriegsjahren weitere Rumänen hinzu. Zu diesen gehörten neben Sympathisanten der faschistischen beziehungsweise der Militärdiktatur sowohl Anhänger der Monarchie, als auch Angehörige des Bürgertums, die als Teil der alten Eliten mit zunehmendem Machtzuwachs der Kommunistischen Partei aus ihren sozialen und beruflichen Positionen verdrängt wurden.

Nach der Gründung der Rumänischen Volksrepublik und dem Ausbreiten des Eisernen Vorhangs setzten sich die Emigrationsbestrebungen vieler rumänischer Bürger in Richtung der unlängst gegründeten Bundesrepublik fort. Hierbei sind auch Angehörige der noch in Rumänien verbliebenen deutschen Minderheit zu erwähnen. Die während des Krieges und in den ersten darauffolgenden Jahren erfolgte Auswanderung hatte viele rumäniendeutsche Familien auseinandergerissen. Diese galt es nun auf deutschem Boden wieder zu vereinen. Im Zuge der Familienzusammenführung waren es aber nicht nur Deutschstämmige, sondern auch viele ethnische Rumänen als Teil gemischter Familien, die den Weg in den Westen fanden. Zudem wurden regelmäßig Ehen zwischen deutschen und rumänischen Staatsbürgern unterschiedlicher Nationalität geschlossen. Die kommunistische Führung in Bukarest nutzte nicht zuletzt den Reisewunsch vieler Rumänen, um unerwünschte Systemgegner los zu werden. Andere Rumänen wiederum kamen auf offiziellem Weg nach Deutschland, etwa als Vertragsarbeiter oder im Rahmen kultureller, wissenschaftlicher oder sportlicher Veranstaltungen. Auch aus diesen Gruppen entschieden sich viele für einen Verbleib in Deutschland und stellten einen entsprechenden Asylantrag. Nicht zuletzt müssen noch jene Rumänen erwähnt werden, die entweder direkt aus Rumänien in die Nachbarstaaten und weiter nach Westdeutschland flüchteten oder an offiziellen Reisen in sozialistische „Bruderstaaten“ teilnahmen und von dort aus den Weg in den Westen fanden.

Auf bundesdeutscher Seite waren es unterschiedliche Behörden auf kommunaler, Landes- und Bundesebene, die Interesse an der Entwicklung der rumänischstämmigen Diaspora zeigten. Zu diesen Behörden zählten etwa das Bundesministerium des Innern (und in dessen Kielwasser das Bundesamt für Verfassungsschutz), aber auch das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, das Auswärtige Amt sowie unterschiedliche Behörden jener Bundesländer, in den sich die Exilrumänen in größerer Zahl niederließen. Es galt, die politischen, aber auch sozialen, religiösen oder kulturellen Vorstellungen dieser Gruppe in Erfahrung zu bringen. Die hiermit verbundenen Absichten reichten von der Ermittlung möglicher extremistischer Bedrohungspotentiale seitens der Exilrumänen für die öffentliche Sicherheit der Bunderepublik bis hin zur Feststellung der Organisationsformen und der Interaktion der Diaspora mit anderen Gesellschaftsgruppen sowie den hiesigen Behörden.

Die rumänischstämmige Diaspora im Nachkriegsdeutschland war ein bunt zusammengewürfeltes Konglomerat unterschiedlicher politischer, sozialer, wirtschaftlicher und religiöser Denkrichtungen. Die Führung der verschiedenen Organisationen wurde meistens von Repräsentanten der rumänischen Vorkriegseliten beansprucht und ausgeübt. Zu diesen zählten beispielsweise Anhänger der Monarchie, der Militärdiktatur unter Ion Antonescu sowie der faschistisch orientierten Rechten (insbesondere der Eisernen Garde), aber auch Kirchenvertreter. Die starke Zersplitterung verhinderte die Einigung oder wenigstens die Verständigung dieser Gruppierungen auf eine gemeinsame Vorgehensweise zur Verfolgung ihrer Ziele. Je nach politischer Couleur, aber

auch religiöser Ausrichtung, wetterten diese Personen und Organisationen oftmals gegeneinander mit dem Ziel, sich selbst als Vertreter der Mehrheit der Exilrumänen oder zumindest ihrer mehr oder weniger demokratisch gesinnten Kreise zu profilieren. Außerdem ging es den beteiligten Exilorganisationen darum, die Bemühungen ihrer politischen Gegner innerhalb der Diaspora um finanzielle Unterstützung durch Bundesbehörden zu vereiteln. Übergreifende, die Mehrheit der Exilrumänen vertretende Organisationen waren unter diesen Umständen schwer vorstellbar. Wenn es dennoch gelang, solche zu gründen (wie dies beim Bund der rumänischen Verbände und Institutionen in der Deutschen Bundesrepublik und Westberlin – rumänische Abkürzung: U.A.R.G. – der Fall war), so wurden die Richtungskämpfe innerhalb dieser Dachorganisation weitergeführt. In einigen Fällen gingen die deutschen Behörden sogar davon aus, dass diese Organisationen zur Beeinflussung gemäßigter Rumänen im Sinne extremer Gruppierungen oder gar als Tarnorganisationen letzterer dienten. Auch wurde das Bundesamt für Verfasungsschutz eingeschaltet und es wurde versucht, im Vorfeld öffentlicher Auftritte besagter Personen oder Gruppierungen auf diese mäßigend einzuwirken, um möglichen öffentlichen Schaden für die Bundesrepublik abzuwenden.

Die rumänisch-orthodoxe Hl. Erzengel Michael-Kapelle, bekannt als Stourdza-Kapelle, wurde zwischen 1863 und 1866 im neoklassizistischen Stil nach Plänen der Architekten Leo von Klenze und Georg von Dollmann auf dem Michaelsberg in Baden-Baden errichtet. Ihr Stifter, Michael Stourdza, war Fürst der Moldau von 1834 bis 1848; nach der Revolution von 1848 verließ er Thron und Heimat. *Foto: A. Savin / CC BY-SA 3.0*

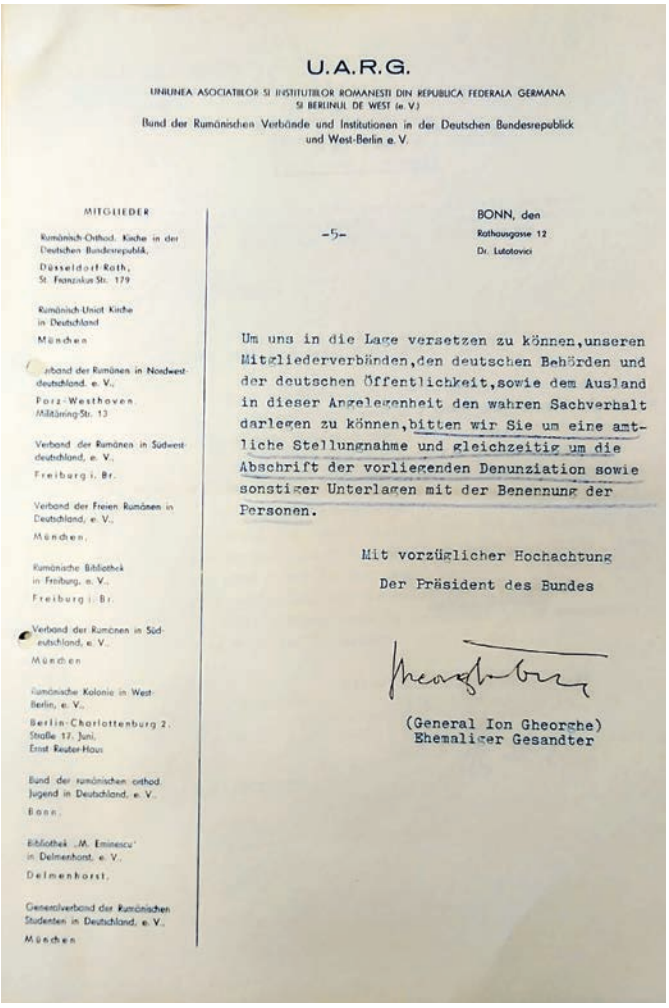
Auf religiöser Ebene beschäftigte der Streit um die Besetzung der Pfarrstelle der rumänisch-orthodoxen Kapelle in Baden-Baden die deutschen Behörden bis in die 1960er-Jahre hinein. Nachdem die rumänisch-orthodoxe Kirche in Berlin aufgrund irreparabler Kriegsschäden geschlossen wurde, blieb die Kapelle der Fürst-Michael-Stourdza-Stiftung als einziges Gotteshaus dieser Glaubensrichtung in der Bundesrepublik bestehen. Die Dispute um den Status der Kapelle ließen jedoch die Spaltung der rumänisch-orthodoxen Auslandskirche zu Tage treten. Die ständigen Bemühungen der unterschiedlichen Gemeinden, sich vom rumänischen Patriarchat, dem eine zu große Nähe zur kommunistischen Regierung in Bukarest nachgesagt wurde, zu distanzieren, blieben über Jahre hinweg einziger gemeinsamer Bezugspunkt. Das Patriarchat wiederum bemühte sich stets um die erneute Unterstellung der Auslandskirche unter seine Obhut. Auf die in der Bundesrepublik lebenden Gläubigen selbst konnte die rumänische Landeskirche allerdings bis in die 1980er-Jahre hinein nur wenig Einfluss nehmen: Zu groß waren bei vielen Exilrumänen die Bedenken, dass aus Rumänien entsandte Pfarrer aufgrund der dortigen Machtverhältnisse allein ihren geistlichen Pflichten nachgehen würden, ohne sich auch politischen Dingen zu widmen.

Mit Aufnahme der diplomatischen Beziehungen 1967 änderte sich auch die Sicht der bundesdeutschen Behörden auf die rumänische Diaspora. Dies zeigte sich einerseits daran, dass sich die Behörden gemäß den untersuchten Akten in geringerem Umfang mit den Exilrumänen und deren Organisationen beschäftigten. Andererseits beklagten sich die Exilrumänen selbst über ihre schwindende Rolle als Sprachrohr zur rumänischen politischen Lage und zu den Vorkommnissen in der Heimat, welche sie bis zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen gegenüber den deutschen Behörden eingenommen hatten. In den Fokus deutscher Behörden rückten nun die zunehmenden Aktivitäten kommunistischer Organisationen auf deutschem Boden. Hierbei spielte der rumänische Geheimdienst Securitate eine herausragende Rolle. Die Securitate war darum bemüht, die organisatorischen Strukturen der Exilrumänen zu infiltrieren, etwa indem sie Ausreisewillige dazu zwang, am neuen Wohnort mit dem rumänischen Geheimdienst zu kooperieren. Zweck dieser Kooperation war es, die organisatorischen Strukturen der Exilrumänen zu spalten, die Meinung der Exilrumänen im Sinne der kommunistischen Regierung zu beeinflussen, aber auch Informationen über das Privatleben der Exilrumänen zu gewinnen und diese und ihre Organisationen in der deutschen Öffentlichkeit zu diskreditieren. Nicht zuletzt sollten Exilrumänen auch zu Spionagezwecken eingesetzt werden.

Die Gewinnung von Informationen zu den unterschiedlichen Gruppierungen der Exilrumänen gestaltete sich für die deutsche Seite schwierig, zumal den deutschen Stellen oftmals die entsprechenden soziopolitischen und historischen Kenntnisse zur jüngeren rumänischen Geschichte fehlten. Diesen Mangel an Informationen versuchten die Behörden durch den Rückgriff auf unterschiedliche Quellen sowie dem Austausch von Informationen untereinander zu beseitigen. Das Bundeministerium des Innern etwa kontaktierte diesbezüglich das Auswärtige Amt und das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, oder griff auf die Auskünfte ihm unterstehender oder zuarbeitender Ämter, beispielsweise das Bundesamt für Verfassungsschutz oder

den Forschungsdienst Osteuropa, zurück. Aufgrund der schwierigen, bisweilen widersprüchlichen Quellenlage kam es vor, dass deutsche Behörden unterschiedliche, teils gegensätzliche Aussagen zu Personen oder Organisationen machten, so z.B. zu General Ion Gheorghe, dem ersten Präsidenten der U.A.R.G.. Zu dessen antisemitischer Einstellung konnte das Bundesamt für Verfassungsschutz zunächst keine Aussage machen, wurde aber kurz darauf von anderen Behörden auf entsprechende schriftliche Äußerungen des Generals aufmerksam gemacht und revidierte seine Meinung. Auch Landesbehörden wurden oftmals um Auskunft gebeten, sofern es die Sachlage erforderte, so etwa das Innenministerium von Baden-Württemberg und die Stadtverwaltung in Baden-Baden im Falle der dortigen rumänisch-orthodoxen Kapelle.

Zur Verbesserung der Informationslage trugen auch Deutsche bei. Oftmals waren dies Hochschulprofessoren mit Rumänien- oder Osteuropaerfahrung, die in Deutschland Kontakte zu rumänischen Kreisen unterhielten. Diese



U.A.R.G.

UNIUNEA ASOCIATIILOR SI INSTITUTIILOR ROMANESTI DIN REPUBLICA FEDERALA GERMANA SI BERLINUL DE WEST (e. V.)

Bund der Rumänischen Verbände und Institutionen in der Deutschen Bundesrepublick und West-Berlin e. V.

MITGLIEDER

Rumänisch-Orthod. Kirche in der Deutschen Bundesrepublik, Düsseldorf-Rath, St. Franziskus Str. 179

Rumänisch-Uniet Kirche in Deutschland München

Verband der Rumänen in Nordwestdeutschland, e. V., Porz-Westhoven Militärring Str. 13

Verband der Rumänen in Südwestdeutschland, e. V., Freiburg i. Br.

Verband der Freien Rumänen in Deutschland, e. V., München.

Rumänische Bibliothek in Freiburg, e. V., Freiburg i. Br.

Verband der Rumänen in Süddeutschland, e. V., München

Rumänische Kolonie in Westberlin, e. V., Berlin-Charlottenburg 2, Straße 17. Juni, Ernst Reuter-Haus

Bund der rumänischen orthod. Jugend in Deutschland, e. V., Bonn.

Bibliothek „M. Eminescu" in Delmenhorst, e. V. Delmenhorst.

Generalverband der Rumänischen Studenten in Deutschland, e. V., München

-5-

BONN, den
Rathausgasse 12
Dr. Lutotovici

Um uns in die Lage versetzen zu können, unseren Mitgliederverbänden, den deutschen Behörden und der deutschen Öffentlichkeit, sowie dem Ausland in dieser Angelegenheit den wahren Sachverhalt darlegen zu können, bitten wir Sie um eine amtliche Stellungnahme und gleichzeitig um die Abschrift der vorliegenden Denunziation sowie sonstiger Unterlagen mit der Benennung der Personen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Präsident des Bundes

(General Ion Gheorghe)
Ehemaliger Gesandter

Auszug aus dem Schreiben der U.A.R.G. vom 2. Januar 1960 an das Bundesministerium des Innern bezüglich der Feier des 101. Jahrestages der Vereinigung der Donaufürstentümer. In diesem Schreiben beschwerte sich der damalige U.A.R.G.-Präsident, General Ion Gheorghe, über den Vorschlag deutscher Behörden die Feier zu verschieben; er verlangte entsprechende Aufklärung seitens des BMI. Die Verschiebung des Festes wurde anempfohlen, weil deutschen Behörden glaubhafte Informationen vorlagen, dass an der Feier eine größere Anzahl ehemaliger Legionäre teilnehmen werde. Der Vorstand der U.A.R.G. bestand zu diesem Zeitpunkt gemäß Informationen deutscher Behörden mehrheitlich aus ehemaligen Legionären. Quelle: Bundesarchiv B 106/63085

nahmen teils im Namen rumänischer Organisationen Kontakt mit deutschen Behörden auf, teils wurden sie von diesen als Experten bezüglich exilrumänischer Vorhaben herangezogen. Deutsche Hochschulprofessoren traten zudem als Gründungsmitglieder oder Festredner im Rahmen von Veranstaltungen rumänischer Exilorganisationen mit dem Ziel auf, diesen Organisationen und ihren Vorhaben zusätzliche Bedeutung und gegebenenfalls auch einen wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen. Ein Problem bei der Nutzung einiger dieser Informationsquellen bestand vor allem in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg in der mehr oder weniger offensichtlichen Affinität zu rechtem Gedankengut. Andere, gemäßigtere Akademiker mit Kontakten zu rumänischen Organisationen traten nicht nur als Informationsgeber in Erscheinung, sondern wurden von deutschen Behörden auch darum gebeten, auf öffentlichen Veranstaltungen mäßigend auf rumänische Teilnehmer – etwa hinsichtlich extremistischer Aussagen – einzuwirken.

Eine weitere Informationsquelle waren die Exilrumänen selbst, ob als Einzelpersonen oder im Rahmen ihrer Organisationen. Den deutschen Behörden traten sie oftmals als Vertreter aller oder zumindest der Mehrheit der Exilrumänen gegenüber, wobei sie meistens nur eigene politische oder anderweitige Meinungen wiedergaben. Die Zersplitterung der Diaspora war auch den deutschen Behörden aufgefallen, so dass man insgesamt davon ausging, dass eine Einigung der unterschiedlichen Exilgruppen untereinander auf Dauer nicht zu erreichen sei.

Nach Wiederaufnahme der deutsch-rumänischen diplomatischen Beziehungen zu Beginn des Jahres 1967 und den kurz danach einsetzenden Familienzusammenführungen traten zwei weitere Auskunftsgeber hinzu: staatliche rumänische Stellen wie etwa die rumänische Botschaft in Bonn und rumäniendeutsche Aussiedler. Die Botschaft war u.a. bei Fragen der Einbürgerung von Rumänen – die über diesen Weg den Antrag auf die Entlassung aus der rumänischen Staatsangehörigkeit einleiteten – sowie im Falle straffällig gewordener rumänischer Bürger Ansprechpartner. Die Rumäniendeutschen wiederum standen gemäß den Akten deutscher Behörden den Rumänischstämmigen teils ablehnend gegenüber und empfanden diese unter Umständen als Konkurrenten um Ausreisegenehmigungen und auch bei der Beantragung sozialer Leistungen in der Bundesrepublik. Zudem wurde befürchtet, dass sich die gegen den kommunistischen Staat gerichteten Aktivitäten der Exilrumänen negativ auf die deutsch-rumänischen Beziehungen auswirkten und dies wiederum zur Verlangsamung der Familienzusammenführung führen könnte.

Dr. Paul Bagiu, Historiker, forscht zu den deutsch-rumänischen Beziehungen beginnend mit der Zwischenkriegszeit bis zum Niedergang des Kommunismus in Osteuropa. Im Hermannstädter Honterus-Verlag erschien 2020 seine Studie „Die Geheimsache ›Kanal‹ – Analyse der staatlich vermittelten Aussiedlung Rumäniendeutscher in die BRD (1968–1989) nach markttheoretischen Gesichtspunkten".

Die Banater Bulgaren und ihre Mikroliteratursprache

„Ich schreibe sowohl auf Standardbulgarisch als auch auf Paulikianisch“

Von Andreea Pascaru und George A. Budur

Jede ethnische Gruppe – so klein sie auch sein mag – ist ein Diamant mit ihrer eigenen Geschichte und Kultur im Mosaik einer multikulturellen Region.

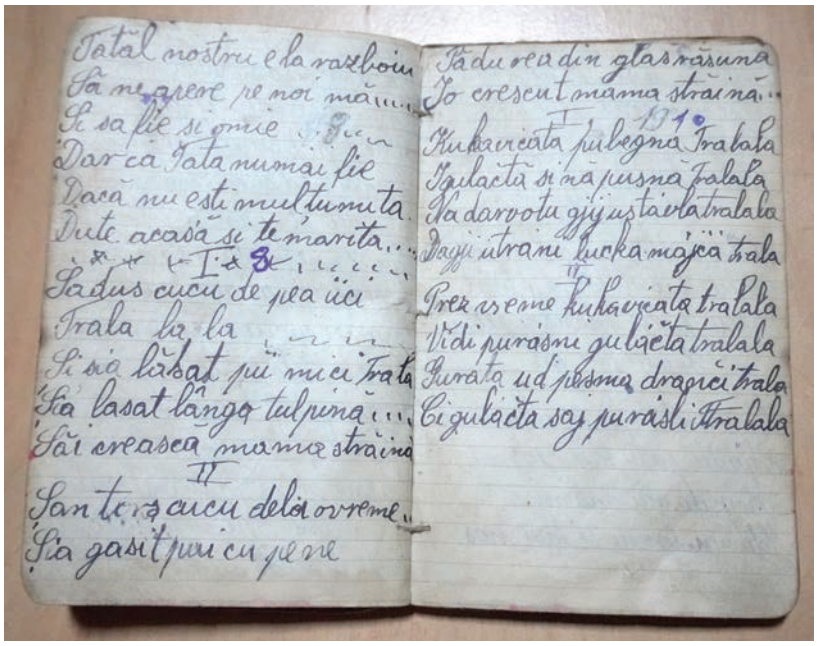
Das Banater Bulgarisch ist eine Mikroliteratursprache mit eigenem Alphabet, die weitgehend auf der kroatischen Schrift basiert. Es gilt als Ergebnis vieler literarischer Bemühungen der Paulikianer seit ihrer Ansiedlung im Banat Ende des 17. Jahrhunderts. Ihr Alphabet ruft Stolz hervor und ist mit hohem Prestige innerhalb der Wissenschaft verbunden, wenn es auch hauptsächlich durch die Initiative leidenschaftlicher Einzelpersonen entwickelt und verfeinert wurde.

Bulgarische Kolonisten, die sich im Banat in den Jahren 1738 und 1741 ansiedelten, gründeten die Gemeinden Beschenowa und Vinga, die etwa 70 Kilometer entfernt voneinander liegen. Im Eyalet von Temeşvar (osman. Eyâlet-i Temeşvar, rum. Pașalâcul Timișoara, serb. Temišvarski pašaluk), das 1718 unter dem Namen Temeswarer Banat zu einer theresianisch verwalteten Habsburger Provinz wurde, kam es zu mehreren Ansiedlungswellen deutschsprachiger Kolonisten, die dort auf Rumänen, Serben, Kroaten und Ungarn trafen. Die vielen ethnischen Gruppen, die in den Chroniken aufgezählt werden, bildeten mal ethnisch homogene, mal heterogene Dörfer. Einige Dörfer blieben vom immer stärker werdenden multiethnischen Charakter des Banats unangetastet. Weder die Schulpolitik noch die kirchliche Ordnung hatten ethnische Homogenisierung zum Ziel, weshalb es nicht zu nationalistischen Strömungen kam. Eine verbindende Rolle auf sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Ebene spielte dabei die katholische Konfession. Vom Banater Historiker Leonhard Böhm wissen wir, dass Jesuiten und Franziskaner ihre Missionstätigkeit in Kirchen, die zuvor Moscheen waren, ausübten. Die Schule wurde zu einem Politikum, und somit konnte sich eine einheitliche katholische Weltanschauung verbreiten. In Beschenowa, Vinga und Breștea (banatbulg. Brešća) stellt das Banater Bulgarisch oder Paulikianische (*palcénski*) die primäre Kommunikationssprache. Die dörflich-ethnische Homogenität erklärt in den meisten Fällen die Erhaltung traditioneller Gemeinschaften bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, spätestens jedoch mit dem Beginn der Kollektivierung während der kommunistischen Ära, sind die räumlichen, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen nicht mehr erfüllt und es kommt zu einer kulturellen und ethnischen Vermischung

Bis 1950 spiegelte die Banat bulgarische Literatur die Zuneigung zu zentraleuropäischem Gedankengut wider: lexikalische Entlehnungen aus dem Ungarischen, Deutschen und Lateinischen, die Verwendung des lateinischen Alphabets, die Zugehörigkeit zum Katholizismus und die ideologische Prägung durch Österreich-Ungarn, die sich auch in der pro-ungarischen Orientierung ihrer Intelligenz zeigte. Dem ältesten, auf Lateinisch verfassten historischen Dokument der Banater Bulgaren, der „Historia Domus“, dessen Autor unbekannt blieb, ist die Herkunft der banatbulgarischen Bevölkerung zu entnehmen: sie stammen von den heute als Čiprovecer bekannten Einwohnern Vingas (gegründet 1741) und den „Paulikianer Katholiken“ aus der südlich der Donau liegenden Gegend zwischen Svištov und Nikopol ab. Von letzteren ist bekannt, dass sie 1738 die Ortschaft Beschenowa gründeten. Die „Historia Domus markiert“ den Beginn der Evangelisierung auf dem neuem Territorium. Gemeinsam mit ihrer slawischen Abstammung, dem katholischem Ritus und der lateinischen Schrift bilden sie das Markenzeichen der später zu Mikroliteratursprache gewordenen Mundart. Durch die Revolution von 1848 gegen die österreichischen Habsburger erlangten die ethnischen und sprachlichen Minderheiten Freiheiten, die es ermöglichten, dass bei den Banater Bulgaren die Idee des „paulikianischen Volkes“, insbesondere

Perku und Ana Begov 2016 während des Interviews in Vinga/Winga. Foto: Thede Kahl

durch das im Jahr 1851 erschienene „Manachija kathehismus za katholicsanske Paulichiane“ vom Imre Berecz, propagiert werden konnte. Der Katechismus stellte für die Verschriftlichung der Sprache und die Bewusstmachung ihrer Besonderheiten durch die Verwendung des lateinischen Alphabets einen wichtigen Schritt dar. Die zweite Periode (1866-1943) begannt mit der Herausgabe der ersten Grammatik im Jahre 1866 durch den Vingaer Lehrer Jozu Rill, der sich für die Vereinheitlichung der Schriftsprache und die Vereinfachung der Schreibnorm eingesetzt hat. Durch sein Wirken konnte der Unterricht in banatbulgarischer Sprache eingeleitet werden. Rills Worte „Wir wollen wahre Bulgaren werden“ (1866) in der Einleitung seines Buches signalisierten den Anfang einer ethnischen und kulturellen Wiedergeburt, wonach auch fortan die Messe in ihrer Sprache gehalten wurde. Religiöse Kalender und die erste banatbulgarische Zeitung mit dem Titel „Vingánska Nárudna Nuvála – Vingai Néplap – Vingaer Volkszeitung“ kamen im multiethnischen Dorf Vinga (Winga) heraus und verbreiteten sich auch in den anderen Dörfern.


Tatăl nostru e la razboiu
Sa ne grere pe noi mămu...
Si sa fie si omie
Dar ca Tata numai fie
Dacă nu esti multumita
Dute acasă si te marita...
I
Sadus cucu de pea uci
Trala la la
Si sia lăsat pui mici Trala
Sia lasat lânga tulpina...
Săi creasca mama străina
II
San te ia cucu dela ovreme
Sia gasit pui cu pene
Sadu rea din glas răsuna
So crescut mama străină...
I
Kukavicata pulegna Tralala
Izulacta si nă pusna Talala
Sa darvotu gjiju ustavla tralala
Dajji utrani lucka majca trala
II
Prez vreme kukavicata tralala
Vidi purăsnu gulăcta tralala
Purata ud pesma dragici trala
Ci gulăcta saj purăsli tralala

Seiten aus dem zweisprachigen Liederheft von Terezia Katarov aus Dudeștii Vechi (banatbulg. Stár Bišnov, dt. Alt-Beschenowa), 2020.
Foto: George A. Budur

Bis in die staatssozialistische Zeit wurden weiterhin kirchliche Bücher herausgegeben, wobei in den 1930er-Jahren auch die Geschichte Bulgariens innerhalb der Bevölkerung als Reaktion zu den immer stärker gewordenen Rumänisierungsbestrebungen bekannter gemacht wurde. 1943 wurden die publizistischen Tätigkeiten unterbrochen und 1990 mit der Herausgabe der Zeitung „Náša glás“ (Unsere Stimme) wiederaufgenommen. Bis 1990 erfolgte der Unterricht in banatbulgarischer Sprache nur noch in Dudeștii Vechi (banatbulg. Stár Bišnov, dt. Alt-Beschenowa) in den Räumlichkeiten des Pfarrhauses. Unterrichtsstunden für das Erlernen des Standardbulgarischen wurden in postkommunistischer Zeit in Vinga und Dudești wieder eingeführt. Das Banater Bulgarisch ist heute in den Dörfern Dudeștii Vechi, Vinga und Breștea (banatbulg. Brešća) primäre Kommunikationssprache. Gefördert wird die Sprache durch einige Publikationen, die in Dudești und Temeswar (rum. Timișoara, banatbulg. Timišvár) herausgegeben werden, die von starker religiöser Prägung sind, oder einen kulturell orientierten Charakter wie „Náša glás“ (zweisprachig – Rumänisch und Banater Bulgarisch) haben. Die mediale Präsenz, ob durch Zeitungen und Internetforen, zeigt Interesse für den Bereich der Syntax, Morphologie und Lexik und das Thema Erweiterung sprachlicher Inhalte und linguistischer Kenntnisse der Sprecher, wobei sich die Wortentlehnungen, insbesondere in „Náša glás“, als eins der am häufigsten debattierten Themen aus linguistischer Sicht erwiesen hat. Von besonderem Interesse sind jedoch die lyrischen Kompositionen und Kurzerzählungen, für die (maximal) 20.000 Sprecher von großer Bedeutung zu sein scheinen. Wenn auf Feldforschungen viele mündliche Überlieferungen wiedererzählt und rezitiert werden können, so ist es bemerkenswert, welche Fülle an Dichtern und Musikkomponisten das kulturelle Gedächtnis noch ein stückweit weitertradieren und Neues erschaffen. Jedoch scheinen sie wie symbolische Lichter in der Dämmerung. Dafür sprechen die unterschiedlichen Richtungen, die keine literarische Einheit erlauben, selbst wenn sie die Tradition der Schriftlichkeit weiterführen. So erleben wir Dichter, die in beiden Varianten des Bulgarischen (Standard und Banater) aktiv und inspiriert sind, auf der anderen Seite erlebt das Banater Bulgarisch den Nachteil, an höheren Schulen nicht brauchbar zu sein, wodurch diese dem schöpferischen Geist außerhalb der Gemeinschaft nicht mehr weiterdienen.

Die Literatur ist jedoch, trotz der geringen Varianz der Genres, keiner nationalen Schubladisierung zuzuordnen. Die folklorisierenden Elemente in der Literatur jedoch lassen sie eindeutig der Banater Landschaft zuordnen. Die vergleichende Analyse der Banater Minderheitenliteraturen würde viel Stoff für Debatten und wissenschaftliche Analysen bieten. Auch die volkskundlichen Texte und Übersetzungen aus dem Standardbulgarischen, aus der rumänischen oder gar der Weltliteratur (z. B. „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry) hinterlassen Spuren im sprachlichen und ethnischen Bewusstsein. Der Verlust der Sprache wird allerdings fast nur von der älteren Bevölkerung zum nostalgischen Gegenstand gemacht. Viele Gedichte von Gjuka Gergulov aus Dudeștii Vechi oder Ecaterina Jivcov aus Breștea thematisieren die Liebe zur Heimat und den langsamen Verlust der Gruppenidentität. Biographische Gedichte beschreiben jedoch auch die Leiden der Deportierten in der Bărăgan-Steppe, sie geben die „glas na deportiranite“, die Stimme der über 100 deportierten Familien aus den 1960er-Jahren wieder, wie z.B. in Gedichten von

Teodora Sálman aus Breștea. Rafael Mirčov beschrieb 1998 die tragischen Ereignisse in einem Buch gänzlich auf Banater Bulgarisch. Wirtschaftliche und neuere soziale Realitäten werden selten verzeichnet, es sei denn, sie sind von öffentlicher Relevanz. Auch der Dorfliteratur zugeordnet sind viele Liedkompositionen, die das ländliche Leben beschreiben und die lokale Weltanschauung widerspiegeln, die im kollektiven Gedächtnis der banatbulgarischen Sprecher im Alter über 40 Jahren verbreitet ist. Zahlreiche Texte spiegeln auch das religiöse Befinden der Menschen, ihr seelisches Leid, die materiellen und physischen Engpässe, die in den Monographien und Geschichts- und Religionsbüchern unzureichend behandelt werden, wider. Themen wie Sprachverlust und Sprachveränderung sowie der Kummer um das Verschwinden des *palćenski národ* finden ebenfalls Eingang. Das Verdrängen des Banatbulgarischen durch das Standardbulgarische wird bei älteren Interviewten nicht als problematisch angesehen, wenn auch die Tradition besagt, dass sie standardbulgarische Entlehnungen gegenüber Entlehnungen aus Nachbarsprachen bevorzugen sollten.

Das Banater Bulgarisch als Kleinsprache zeugt von einer linguistischen Wahrheit, die von Sprachanthropologen an Boden gewinnt: Es ist heute fast unmöglich, das literarisierte Bewusstsein von der Schrift zu trennen, während in den visuell dominierten Medien die schriftliche Wiedergabe der Sprache fast die Grundlage für ein Rezipieren von Inhalten und für die Grundlage für weitere Wortschöpfungen und Wiederbelebung der Oralität bildet. Auch ist die Inszenierung von Theaterstücken und das Vortragen von Texten auf kulturellen Veranstaltungen ein Instrument zur Abgrenzung gegenüber dem Anderen. Dies verstärkt die Kluft in der Wahrnehmung von älteren und jüngeren Generationen. Letzteren ist Erneuerung eine Lebensart und Wiederholung fast zum Verhängnis geworden. Für sie bedarf es im kulturellen und literarischen Bereich Stimuli, die über die Religions-, Kultur- und Sprachgeschichte reichen und an denen der Kulturwandel der Banater Bulgaren abzulesen ist. Die Gruppenidentität der jüngeren Generation wächst stärker überregional und ist von der Ablehnung traditioneller Sichtweisen charakterisiert. Sich an das ethnische Bewusstsein anlehnend, widmen sich einige Personen heute verstärkt der Untersuchung von Quellen der Kirchengeschichte, der Herkunft der Paulikianer, außerdem ihrer hypothetischen vorderasiatischen Herkunft.

Die Banater Bulgaren sind außerhalb des Banats und bulgarischer wissenschaftlicher Kreise weitgehend unbekannt. Sie haben sich, wie schon aufgeführt, immer als Entitäten verschiedener Imperien und unter dem Einfluss von Ideologien ethnischer und politischer Art innerhalb von verschiedenen Epochen entwickelt. In den letzten Jahrzehnten begegnen wir ihrer Sprache und Kultur mehr denn je auf der Bildfläche. Als Phänomene, die zur Vereinheitlichung wirtschaftlicher und sozialer Realitäten führen, werden auch die negativen Folgen verzeichnet, die sich auch auf die anderen Bereiche auswirken. Dieses Phänomen tritt jedoch erst mit den modernen Gesellschaften auf und bedeutet in Bezug auf den ländlichen Raum, der hier im Mittelpunkt steht, oft eine Verlagerung von Gefühlen und romantischen Vorstellungen auf Dörfer und die mit ihnen verbundenen Eigenschaften . Das Banater Bulgarisch gehört zu den vielen vom Aussterben bedrohten Sprachen. Da die Sprache heute ihre Oralität verliert, wird sie vielleicht vom literarisierten, ja stilisierten Denken ersetzt. Ob und wie sie ihre stilistische Komplexität erhalten und weiterentwickeln kann, steht noch zu untersuchen. Die Unterschiede zwischen oralen und literarischen Formen der Sprache erklären die Erhebung zur Mikroliteratursprache, denn nur aus der Mischung der beiden Bereiche kann sie lebendig bleiben.

Lazăr und Teodora Sálman aus Breștea/Brešća 2015 im Interview zu den Deportationen in den Bărăgan. *Foto: Andreea Pascaru*

Ihre etablierte mündliche Tradition und die aktuelle Sprecherzahl können sie zwar als Mikroliteratursprache, insbesondere im Bereich der Lyrik und der Kurzerzählungen, noch für eine Zeit am Leben erhalten, – wobei sie nur denen, die das banatbulgarische Alphabet beherrschen, vorbehalten bleibt –, für ihre Alltagsverwendung und die daraus entstehenden sozialen Funktionen nach einigen Generationen kann jedoch nicht mehr garantiert werden.

Andreea Pascaru ist Sprachanthropologin; zurzeit ar-beitet sie bei der Kommission Vanishing Languages and Cultural Heritage in Wien und promoviert an den Uni-versitäten Jena und Wien.

George A. Budur studiert Sinologie an der Hl. Kliment Ohridski-Universität in Sofia; er ist in Temeswar geboren, seine Vorfahren stammen aus Dudeștii Vechi/Stár Bišnov/Alt-Beschenowa.

Die Erzählung „Der kleine Prinz“ des französischen Autors Antoine de Saint-Exupéry auf Banater Bulgarisch kann bestellt werden über: https://www.oeaw.ac.at/vlach/publications/publications-overview/linguistic-diversity

Das „Bukarester Katholische Sonntagsblatt“ als Wissens- und Kommunikationsraum

Entwicklung und Wirkung einer konfessionellen Kultur in Altrumänien

Von Daniel Banner

Die Wirkung der Zeitschrift „Bukarester Katholisches Sonntagsblatt“ (1913-1942) stellt uns vor die Frage nach der kulturellen Identität der deutschsprachigen katholischen Gemeinden in der Diaspora des rumänischen Altreichs. Der größte kulturelle Moment dieser katholischen Diaspora war die Epoche Erzbischofs Raymund Netzhammers, dem Gründer der Zeitschrift.

Daten über die Bevölkerung, geordnet nach Kriterien wie Volkszugehörigkeit oder Muttersprache, sind für das Gebiet Altrumäniens vor 1930 nicht klar auszumachen. In der Volkszählung von 1912 wurde dieses Kapitel unter dem Begriff der *Nationalität* behandelt, was zu der Einteilung in *Rumänen* und *Fremde* nach dem Kriterium der Staatsangehörigkeit führte. Gemäß der religiösen Zugehörigkeit gab es 1912 in Rumänien 157.538 Katholiken, davon 68.619 mit fremder Staatsbürgerschaft. Das entspricht 2,2 Prozent der damaligen Gesamtbevölkerung, jedoch 4,3 Prozent der Stadtbevölkerung, von der 22 Prozent einer religiösen Minderheit angehörten. 1899 waren es immer noch 5,6 Prozent bei einem Anteil von 27,5 Prozent religöser Minderheiten in den Städten. Auf dem Territorium der Bukarester Erzdiözese, das sind die Regionen Oltenien, Muntenien und Dobrudscha, gab es damals 5.095.766 Personen, und fast 940.000 davon lebten in Städten.

Zweck der Zeitschrift „Bukarester Katholisches Sonntagsblatt“ war es, den geistigen Interessen der Pfarreien zu dienen, wie Erzbischof Netzhammer am 10. Februar 1913 in seinem Tagebuch festhielt. Das Magazin sollte bis sonntags bei den Gläubigen sein. Auf der ersten der vier Seiten sollten das Sonntagsevangelium und dessen Auslegung stehen, auf der zweiten Seite die Vita eines Heiligen. Nachrichten aus der katholischen Welt sowie aus der Erzdiözese sollten die Seiten 3 und 4 einnehmen. Das Magazin sollte die Gläubigen nach der Sonntagsmesse begleiten und geistliche Inhalte sowie Informationen über das gesellschaftliche Leben der Katholiken vermitteln. Religiöse Veranstaltungen nicht liturgischer Art würden sich aufgrund der mangelnden Information einer geringen Beteiligung erfreuen, so der Eröffnungsartikel vom 16. März 1913. Das Magazin soll allen zugänglich sein für 5 Bani pro Ausgabe (Jahresabonnement 2,50 Lei). Der Druck wurde von der Buchdruckerei Gustav Albrecht übernommen.

Die Zeitschrift wurde programmatisch als Instrument der „Belehrung, Erbauung und Verkündigung“ für ein intensives katholisches Gemeinschaftsleben gedacht und war somit ein Instrument der Seelsorge.

Historische rumänische Regionen. (Quelle: Kryston) Altrumänien (rumänisches Altreich) umfasst die Regionen Walachei (Valahia, Ţara Românească), Moldau und Dobrudscha. Die Walachei setzt sich zusammen aus den Landschaften Muntenien (Große Walachei) und Oltenien (Kleine Walachei). Bei der Volkszählung 1930 wurden in Oltenien 3.442 Deutsche (0,2 Prozent der Bevölkerung der Region), in Muntenien 20.826 (0,5 Prozent) und in der Dobrudscha 12.581 (1,5 Prozent) erfasst. Katholisch waren in Oltenien 6.726 Personen (0,4 Prozent), in Muntenien 50.528 Personen (1,3 Prozent) und in der Dobrudscha 7.739 Personen (0,9 Prozent). Nicht alle Deutschstämmigen waren römisch-katholisch, 25.900 Deutsche im Altreich gehörten der Evangelischen Kirche A. B. an. Da es in diesen Gebieten 36.849 ethnische Deutsche gab (evangelisch-lutherisch waren fast ausschließlich Deutsche), schlussfolgern wir, dass es 1930 im Altreich maximal 10.949 Deutsche römisch-katholischer Konfession gab.

Die Persönlichkeit, die das „Sonntagsblatt“ prägte, war Ihr Chefredakteur, Domherr Karl Auner (1865-1932). Am 6. April 1913 schrieb Bischof Netzhammer in seinem Tagebuch, dass die Zeitschrift „allen sehr gut gefällt“, nachdem er am 10. Februar seine Hoffnung äußerte, das Wochenblatt möge gute Früchte in der Seelsorge bringen. Am selben Tag bereitete der Redakteur Auner eine Sonderausgabe anlässlich des Besuchs von Abt Thomas von Kloster Einsiedeln in der Bukarester Diözese. Der Abt sollte um 10:00 Uhr in der St. Josef-Kathedrale ein Pontifikalamt mit deutscher Predigt halten. Aus den folgenden Ausgaben erfahren wir, dass der Abt beim Hof empfangen wurde und der König 100.000 Lei für das Kloster spendete.

Die zweite Ausgabe der Zeitschrift berichtet von der Herausgabe des Almanachs und Kalenders deutscher Vereine Rumäniens. Katholischerseits wird auf das Verzeichnis der Liturgien mit deutscher Predigt hingewiesen, aber auch auf die Biographie Bischofs Netzhammer. Domherr Auner erwähnt den Anteil der deutschen Bevölkerung

im damaligen Rumänien, gemessen an den Zahlen der privaten konfessionellen Schulen.

Am 23. November 1913 wird zur Gründung einer Vereinigung von Katholiken in Bukarest, unabhängig von ihrer Muttersprache und Nationalität, aufgerufen. Es wird auf das Bedürfnis nach einem modernen und intensiven sozialen Leben der Katholiken, auf die Notwendigkeit von Hilfsinitiativen, auf den Wunsch nach Konferenzen über Geschichte und Religion hingewiesen. Das Initiativkomitee bestand aus den Priestern Karl Auner und Julius Hering, Sigmund von Toth und dem Kaplan Peter Vieten aus Mönchengladbach. Alle alte katholischen Vereine, die diesem neuen Verein beitreten sollten, sollten ihre Statuten ebenso wie ihre Mitglieder, die automatisch Mitglieder des neuen Vereins wurden, behalten.

Raymund Netzhammer wurde 1862 in Erzingen (Baden) geboren; er verstarb 1945 auf der Klosterinsel Werd bei Eschenz (Schweiz). Er war von 1905 bis zu seinem Rücktritt am 14. Juli 1924 römisch-katholischer Erzbischof von Bukarest.
Quelle: „Stadt Gottes“, 1906, S. 258

Von Anfang an wurde im „Sonntagsblatt“ sowohl auf die Messen in der St. Josefs-Kathedrale als auch in der Bărăţia-Gemeinde, die als Kirche der Österreicher und der Ungaren bekannt war, hingewiesen: Um 08:00 Uhr stille Messe, um 09:00 Uhr gesungene Messe mit ungarischer Predigt. Bei der Messe um 10:30 Uhr war die Predigt immer Deutsch, wie es eigentlich bis heute Brauch ist. Eine weitere Kirche mit deutscher Predigt war die Kapelle in der Pitar-Moș-Straße: Um10:00 Uhr fand die gesungene Messe statt, die nicht selten vom Kronprinzen und späteren König Ferdinand besucht wurde.

Zu Beginn des zweiten Erscheinungsjahres heißt es, die Zeitschrift habe Erfolg und ihre zukünftige Existenz sei gesichert. Die Rolle des „Sonntagsblattes“ in der Seelsorge und die Bewahrung ihres ausschließlich kirchlichen Charakters werden hervorgehoben. Aus dem Eintrag vom 22. Februar 1914 im Tagebuch von Bischof Netzhammer erfahren wir, dass der Redakteur die Abrechnungen des Magazins abgelegt hat: Im Jahr 1913 beträgt der Erlös aus dem Verkauf 2.557 Lei, somit waren die Kosten gedeckt und ein kleiner Gewinn von 58 Franken wurde erzielt.

In den Jahren 1915 und 1916 erscheint die Zeitschrift weiterhin in ihrer bekannten Struktur, bis am 27. August 1916. Zu diesem Zeitpunkt trat Rumänien in den Krieg ein, und der Redakteur wurde als Ausländer verhaftet und interniert, was mit vielen Priestern der Erzdiözese Bukarest geschah. Für kurze Zeit erscheint die Zeitschrift wieder zwischen dem 24. März und dem 28. November 1918.

Am 13. April 1924 erscheint die erste Ausgabe des sechsten Jahres des „Bukarester Katholischen Sonntagsblattes“. Die Predigt zum Sonntagsevangelium wird von Domherr Josef Schubert, dem zukünftigen Bischof, unterzeichnet. Karl Auner bleibt verantwortlicher Redakteur.

Die Ausgabe vom 13. Juli 1924 kündigt den Rücktritt Erzbischof Netzhammers an: Auf der Titelseite steht der deutsche Originaltext bezüglich des Rücktritts – die einzige Stelle, an der dieser Text vollständig veröffentlicht wurde. Der Bischof verweist auf die Notwendigkeit, neue Menschen für neue Zeiten agieren zu lassen und weist auch auf seinen Gesundheitszustand hin. Es wird an seine Pastoralbesuche erinnert und an die Anerkennung, die er bei Priestern und Gläubigen gefunden hat. Besonders hervorgehoben wird sein Bemühen als Bischof, das Wort Gottes allen Gläubigen in ihrer jeweiligen Muttersprache zu verkündigen. Der Bischof ermahnt die Gläubigen weiter, ihrem katholischen Glauben treu zu bleiben durch die Beachtung der göttlichen Gebote, durch die Werke der Nächstenliebe und durch die Erfüllung der sonntäglichen und sakramentalen Pflichten.

Die nächste Ausgabe des „Sonntagsblattes“ widmet Redakteur Auner ganz der Persönlichkeit des zurückgetretenen Erzbischofs. Dem biographischen Blick auf das Leben des Benediktinerpaters Raymund Netzhammer folgt ein Überblick auf seine Leistungen und Erfolge in Bukarest ab 1905 bis 1924. Als wichtigste kulturelle Leistung wird die Gründung der „Revista Catolică“ in rumänischer Sprache dargestellt. Seine Leidenschaft für die frühchristliche Archäologie der Dobrudscha wird ebenso erwähnt, wie seine Sammlung von antiken Münzen.

Domherr Auner stellt die Hypothese auf, dass die ungerechtfertigten Angriffe und unbegründete Vorwürfe über das angeblich nicht loyalen Verhalten des Erzbischofs zwischen 1916 und 1918 eine Rolle bei dessen Rücktritt gespielt haben sollen. Seine Schlussfolgerung lautet: „Wir stehen vor härteren Zeiten als (...) die zur Zeit des Erzbischofs“.

Und fürwahr, die Themen der Zeitschrift erleben in den nächsten Jahren eine dramatische Wende und nehmen einen bedeutend politischeren Charakter an. Am 31. August 1924 wird auf den Wunsch der rumänischen Regierung, die Kontrolle über die katholische Kirche im Land auszuüben, hingewiesen, wie von dem Ministerium für religiöse Angelegenheiten sogar ausdrücklich erklärt wurde. Dies wurde als Grund für die Verzögerung der Konkordat-Verhandlungen erwähnt.

Gegen Ende der 1920er-Jahre veröffentlichte die Zeitschrift eine Reihe von Artikeln über den ideologischen und kulturellen Kampf mit den politischen Strömungen der Zeit. Die Artikel, inspiriert vor allem von den Auseinandersetzungen um den gesellschaftlich und politisch tief verwurzelten deutschen Katholizismus, plädieren für die Hervorhebung der kulturellen Seite des kirchlichen

Apostolats sowie für die Übernahme der in der katholischen politischen Kultur verankerten Prinzipien.

Ein Paradebeispiel dafür ist der Artikel „Das Vaterunser und seine soziale Bedeutung“, der von Ausgabe 3 bis Ausgabe 14 des Jahres 1927 veröffentlicht wurde. Der Artikel erklärt die theologischen Grundlagen der katholischen Soziallehre und widerlegt die beiden ideologischen „Fehlentwicklungen“ der Zeit, den Marxismus und den Nationalismus. Beide würden zum Aufbau eines totalitären Staates führen, in welchem der Wert der menschlichen Person nicht mehr zu finden sei, so Heinrich Overbeck, Vikar der St. Josefs-Kathedrale.

Derselbe unterzeichnet den Artikel „Katholizismus und Staat“ vom 28. August 1927, der sich auf die Grundprinzipien des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche bezieht. Der Artikel erscheint im Zusammenhang mit

Jahrgang I. Sonntag, 16. März n. St. 1913 Nr. 1.

BUKARESTER KATHOLISCHES SONNTAGSBLATT

Ganzjähriges Abonnement Lei 2,50. | Redaktion und Administration Strada Lucger 19. | Einzelnummer 5 Bani.

Das „Bukarester Katholische Sonntagsblatt“ erschien mit einigen Unterbrechungen von 1913 bis 1942 in der rumänischen Hauptstadt. Foto: Daniel Banner

den intensiven Verhandlungen über das Konkordat zwischen Rumänien und dem Heiligen Stuhl, ohne dass dies im Artikel erwähnt wird, und bekräftigt die von Papst Leo XIII. vertretene Grundposition, dass der Kirche die Staatsformen gleichgültig sind, solange diese nicht im Widerspruch zu Religion und Moral steht.

Das „Sonntagsblatt“ veröffentlicht laufend Nachrichten über das katholische Leben im deutschsprachigen Raum. Auch das katholische Banat findet hier seinen Platz, so z.B. wird es am 23. September 1928 über die Erhebung der Professoren Max Meinertz und Prälat Georg Schreiber aus Deutschland in den Rang des Ehrenrates für die Temeswarer Diözese durch den Bischof Augustin Pacha berichtet.

Georg Schreiber spielte eine wichtige Rolle in den kulturellen Auseinandersetzungen in der Katholischen Kirche in Deutschland. Er gründete eine „Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde“ in Münster und sprach von der Notwendigkeit, nationale Minderheiten und Migranten-Gemeinschaften kirchlich in der Muttersprache zu betreuen. Sein späteres „Deutsches Institut für Auslandkunde“ (1933) war Herausgeber einer Schriftenreihe, die sich als Ziel setzte, die komplexen Beziehungen zwischen dem „Auslandsdeutschtum“ und der katholischen Religion zu definieren. 1939 wurden das Institut und die Forschungsstelle aufgelöst.

Es ist erwähnenswert, dass im Europa dieser Zeit die größten nationalen Minderheiten die deutschen Katholiken waren, so Jakob Bleyer am 20. September 1929. Er nimmt Stellung zum Recht auf Religionsunterricht in der Muttersprache und geht davon aus, der Wechsel der Muttersprache im Prozess des Erlernens der Religion hat schwerwiegende Folgen für die religiöse Sensibilität der Kinder. Das Recht auf Bildung in der Muttersprache kommt aus katholischen naturrechtlichen Grundlagen, im Gegensatz zu der assimilatorischen Tendenz, die sich in verschiedenen Staaten manifestiert, und die mit dem neuheidnischen Nationalismus identifiziert wird.

Offensichtlich wird auch die Situation der deutschen Minderheit in Rumänien und vor allem der Diasporagemeinde in der Diözese Bukarest angedeutet. Mit großem Geschick gelingt es dem verantwortlichen Redakteur, den kirchlichen Standpunkt wiederzugeben, wobei er die nationalistische Position stets vermied und den Nationalismus als den Feind Nummer Eins der kirchlichen Lehre bezeichnete.

Die Zeitschrift erscheint weiterhin in der bestehenden Struktur unter der Redaktion von Domherr Auner bis am 20. September 1931, als zwei Ausgaben, die 36. und die 37., gleichzeitig herausgebracht werden. Auf der Titelseite wird angekündigt, dass es das „Bukarester Katholische Sonntagsblatt“ nicht mehr als eigenständige Zeitschrift geben wird. Die Verwaltung der Zeitschrift geht in die Verantwortung der Diözese Temeswar über. Ab 1921 erscheint dort eine andere, ebenfalls deutschsprachige katholische Zeitschrift mit dem Namen „Sonntagsblatt“. Der Hauptgrund für das Einstellen der Erscheinung war der Bedarf einer einzigen Sonntagszeitung, die alle deutschen Katholiken Rumäniens ansprechen würde. Die Redaktion in Temeswar/Timişoara übernimmt wöchentlich die Artikel aus Bukarest.

Am 20. September 1931 endet somit die redaktionelle Verantwortung von Karl Auner für die Zeitschrift, nicht aber deren Erscheinen. Trotz der lokalen, zunehmend ungünstigen Bedingungen, erscheint die Zeitschrift als „Bukarester Sonntagsblat“ einige Jahre weiter. 1933 übernimmt der Temeswarer Georg Wetzl die Redaktion.

Zweifelsohne war das Banat das Zentrum der deutschsprachigen Katholiken in Rumänien, mit fast 240.000 Gläubigen. Auch in der Bukowina und der Dobrudscha sowie in Bessarabien gab es bedeutende deutschsprachige katholische Bevölkerungsgruppen. Die Gemeinden in Altrumänien, stellten aus Sicht der deutschen Minderheit in Rumänien eine kleine Diasporagemeinschaft dar.

Zumindest im ersten Teil ihres Bestehens war die Zeitschrift erfolgreich und konnte sich auch finanziell unterhalten. Ihre Einstellung von 1918 bis 1924 sowie ihre Wiedergründung 1924 und die Tatsache, dass sie nach dem Weggang ihres Gründers in ihrer ursprünglichen Form weitere acht Jahre erschien, zeigt, dass sie die Rolle der konfessionellen und sprachlichen Identifikation des deutschsprachigen katholischen Millieus Bukarests erfüllte.

Daniel Banner hat Philosophie studiert (M.A.). Derzeit ist er als Qualitätsmanager für die deutschsprachige Abteilung eines internationalen Unternehmens in Bukarest tätig.

Ein Freiwilliges Soziales Jahr in Bălți, Republik Moldau

Als Fremde in einem unbekannten Land

Von Janna Peleikis

Ich war noch nie im Osten Europas, noch nicht einmal in Polen oder Tschechien. Der Osten hat mich einfach nie gereizt. Als ich eine Freiwilligenstelle in Bălți, eine Stadt mit etwa 100.000 Einwohnern im Norden der Republik Moldau, angeboten bekam, sagte ich eher zögernd zu. Ich hatte bis dahin von der Moldau oder Moldawien, wie das Land im Deutschen umgangssprachlich häufig genannt wird, noch nie gehört. Das versprach, ein Abenteuer zu werden, folglich sagte ich zu.

Ich buche also ein Flugticket in die moldauische Hauptstadt Chişinău, packe meinen Koffer und mache mich auf den Weg in ein Land, dessen Sprache ich nicht spreche, mit dessen Kultur ich nicht vertraut bin und wo ich niemanden persönlich kenne.

Am frühen Mittag komme ich an dem kleinen Flughafen in Chişinău an. Schwer bepackt schleife ich mich zum Ausgang. Vor mir stehen Massen von Menschen, mit Blumen in den Armen und Kindern an der Hand. Eine Frau kommt lächelnd auf mich zu und ruft mir laut entgegen: „Janna, bist du's?!" Ohne eine Antwort abzuwarten, umarmt sie mich, nimmt mir einen Koffer ab und marschiert schnurstracks damit zum Parkplatz. Vor dem Flughafengebäude und auf dem Parkplatz tummeln sich die Leute. Ich werde in einen Opel bugsiert, an dessen Steuer eine weitere meiner neuen Arbeitskolleginnen sitzt. Sie schüttelt mir die Hand und startet den Motor.

Die Autorin (2.v.l.) auf dem „Nationalen Weintag" in Chişinău, der 2019 bereits im 18. Jahr stattfand. Foto: Jakob B.

Wir fahren durch das Zentrum von Chişinău, an hunderten von Hochhäusern vorbei. Meine Kollegin zeigt stolz auf den Triumphbogen, da taucht schon wieder der nächste Plattenbau auf. Über eine breite, holprige Straße verlassen wir die moldauische Hauptstadt und fahren Richtung Bălți. Die Straßen werden nicht besser und es reiht sich Schlagloch an Schlagloch. Keiner redet, im Radio läuft schnelle, fröhliche Musik und ich schaue aus dem Fenster. Wir fahren an Kutschen vorbei, mit Pferden davor gespannt, und rasen durch kleine Dörfer, mit kleinen Häusern, vor welchen Bänke stehen, auf denen ältere Damen sitzen und den Verkehr beobachten. Diese Bänke sind vielleicht einen Meter von der Straße entfernt und Autos rasen mit 80 Stundenkilometern an ihnen vorbei. Doch das scheint die Damen nicht zu stören.

Am Straßenrand sind vereinzelt Stände aufgebaut, an denen man mal eben halten kann, um Honig, Nüsse oder Obst und Gemüse zu kaufen. Wie absurd. Die Straße ist einspurig, hin und wieder werden wir von „Wahnsinnigen" überholt, die sich auf die Gegenspur trauen oder den Seitenstreifen als weitere Fahrbahn benutzen. Wir biegen auf einen Feldweg ein und fahren in einen kleinen Ort, und mein einziger Gedanke ist: „Bitte lass das nicht Bălți sein!" Nein, es ist das Dorf, in dem die Eltern einer meiner Kolleginnen wohnen. Wir steigen aus und werden zum Essen ins Haus gebeten. In der Küche ist ein kleines Buffet aufgebaut, mit den unterschiedlichsten Gerichten. Meine Kolleginnen sind weg und ich sitze mit der Großmutter alleine am Tisch. Ich verstehe sie nicht und sie versteht mich nicht. Lächelnd hält sie mir einen Teller unter die Nase und bedeutet mir, zuzuschlagen. Es ist Fleisch aus eigener Haltung und Gemüse aus dem eigenen Garten. Noch kauend werde ich von meiner Kollegin am Arm hochgezogen und zum Auto gebracht. Ich winke der Großmutter kauend zu und falte die Hände zu einer dankenden Geste. Sie nickt mir freundlich zu und geht zurück ins Haus.

Wir kommen in Bălți an: die Stadt scheint nur aus Plattenbauten zu bestehen. Ich komme in einer kleinen Wohnung unter, in einer (wie ist es auch anders zu erwarten) Hochhaussiedlung. Das Gebäude wirkt von außen schäbig und heruntergekommen, das Treppenhaus kalt und ungepflegt, doch meine Wohnung ist hell und freundlich. Ich wohne zentral und zahle sehr wenig Miete. Durch den Hof laufen sehr viele Hunde. Die müssen gut erzogen sein, dass sie ohne ihr Herrchen raus dürfen, denke ich. Erst viel später realisiere ich, dass das Straßenhunde sind. Wie naiv ich doch war.

Zu meiner Arbeitsstelle in der Schule fahre ich mit dem Trolleybus, das sind Busse, die von Elektromotoren angetrieben werden und die – ähnlich wie Straßenbahnen – den Strom aus einer über der Fahrbahn gespannten Oberleitung erhalten. An der Haltestelle sind keine Fahrkartenautomaten, also steige ich ohne gültiges Ticket ein. Eine Frau kommt im O-Bus auf mich zu und streckt mir ihre Hand entgegen. Was will sie denn von mir, überlege ich. Sie wedelt mit kleinen Papiertickets vor meinem

Gesicht, auf denen eine große zwei steht. Ich krame einen Fünf-Lei-Schein aus meiner Tasche und reiche ihn

Eine Hochhaussiedlung am Teich in Chişinău während des Sonnenuntergangs. *Foto: Henriette H.*

ihr zögernd. Sie pfeffert mir eine Fahrkarte und Rückgeld entgegen. Krass, die Fahrkartenautomaten hier sind also Personen. Der Bus fährt nicht weiter, der Fahrer steigt aus und klettert am Bus hoch, von wo aus er die Leitungen vom Bus, mit Schwung, erneut auf die Oberleitungen wirft.

Die Supermärkte sind klein und westliche Produkte, wie beispielsweise Milka-Schokolade oder Philadelphia-Käse, sind teuer. Dafür sind Alkohol und Zigaretten sehr günstig. Wochenmärkte sind im Gegensatz zu Deutschland riesig und günstig. Dort findet man alles, von Obst und Gemüse, über tierische Produkte, bis hin zu Kleidung und Werkzeug. In der Moldau geht man selten ins Einkaufszentrum oder in den Supermarkt, hier wird auf dem Großmarkt eingekauft. Ich liebe Märkte, das ist das reinste Paradies für mich.

In der Moldau wird gerne gegessen und getrunken. Essen und Wein sind vorrätig und Gäste werden anscheinend jederzeit erwartet. Angestoßen wird bereits zur Mittagszeit und zwar auf die Gesundheit: „Sănătate!“. Wenn ich mit meinen Kolleginnen Essen war, wurde als erstes eine Kanne Rotwein gebracht. Was ich am Anfang als komisch wahrgenommen habe, wurde nach nur kurzer Zeit zur Gewohnheit.

So richtig in die Kultur eintauchen durfte ich, beim jährlichen Weinfest in der Hauptstadt. In einem Kleinbus, der hier auch Marschrutka genannt wird, bin ich von Bălți nach Chişinău gefahren. Der Bus fuhr pünktlich und bereits voll los, trotzdem wurden unterwegs noch mehr Leute eingesammelt, und wiederum andere mitten in der Pampa raus gelassen. In Chişinău angekommen, bezahlte jeder Mitreisende beim Aussteigen für die zwei Stunden Fahrt 60 moldauische Lei, umgerechnet etwa drei Euro.

Ich war noch keinen Monat im Land und schon mit einer weiteren Freiwilligen auf das Weinfest in die Hauptstadt gefahren! An einem Tisch mit vier Männern, haben wir uns für das erste Glas Wein niedergelassen und nur kurze Zeit später haben wir alle gemeinsam angestoßen. Einer der Männer ist stolzer Besitzer eines Weinguts und hat uns gratis eine Weinverkostung ausgegeben und alle möglichen Essensspezialitäten besorgt. Wir haben uns mit Händen und Füßen verständigt, viel getrunken, gegessen und gelacht. Zum Abschied haben wir je eine Flasche Wein geschenkt bekommen.

Auf dem großen Hauptplatz hörte man schon die Musik, die einen in der Moldau dauerhaft begleitet. Aus großen Boxen lief laute Volksmusik, zu der ein älterer Herr bereits tanzte. Ein fremdes Mädchen nahm mich an der Hand und, gepackt von der Musik und der guten Laune, tanzten wir freudig um den Mann herum. An jeder Hand hielt ich ein Mädchen, die ich beide nicht kannte, und wir waren den Blicken der Außenstehenden ausgesetzt, doch es war egal. Wir tanzten, bis die Musik aufhörte zu spielen. Und das ist nur einer von vielen Gründen, warum ich das Land und seine Leute lieben und schätzen gelernt habe: die Gastfreundlichkeit und die Musik.

Ich durfte ein neues Land, neue Umstände und eine Gastfreundschaft kennlernen, die in Deutschland leider nicht als selbstverständlich gilt. Während Vieles, was ich für selbstverständlich hielt – von Meinungsfreiheit bis zu sauberen Wasserleitungen – von mir nun anders betrachtet und mehr wertgeschätzt wird.

Ich habe bereits großes Fernweh nach diesem einzigartigen Land. Was würde ich dafür geben, am See in einer moldauischen Hochhaussiedlung zu sitzen, dabei der Sonne beim Untergehen zuzuschauen und Wein aus Plastikflaschen zu trinken, die ich auf dem Markt gekauft habe.

Auf dem Zentralmarkt in Bălți kann man aus Säcken Trockenware wie Reis und Polentamehl kaufen, 22. September 2019.
Foto: Janna Peleikis

Fie să ne reunim în curând! Noroc! (Mögen wir uns bald wiedertreffen! Alles Gute!)

Janna Peleikis wurde 2000 in Stuttgart geboren. Nach dem Abitur war sie im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres von September 2019 bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie im März 2020 an einer Schule in Bălți (Republik Moldau) tätig. Bei KDP Amazon veröffentlichte sie 2020 ein Buch über ihre moldauischen Erfahrungen: Janna Marie, „Wer zuletzt geht, macht das Licht aus! Die Republik Moldau, ein vergessenes Land am Rande Europas“.

Ein Kapitel deutscher Bildungsgeschichte in Bessarabien

Die Wernerschule in Sarata (1844-1940)

Von Philippe Blasen

Die Geschichte Bessarabiens beginnt mit Napoleons Russlandfeldzug im Jahre 1812. Russland, das seit 1806 in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, strebte nun einen schnellen Frieden mit letzterer an, um nicht an zwei Fronten zu kämpfen, und begnügte sich deshalb trotz seiner Überlegenheit damit, von der Türkei das Gebiet zwischen den Flüssen Dnjestr und Pruth zu verlangen, das teils der Türkei selbst, teils dem Fürstentum Moldau, einem Vasallen der Türkei, gehörte. Die Abtretung erfolgte durch den Frieden von Bukarest am 28. Mai 1812. Die neue Provinz wurde Bessarabien getauft, ein Name, der sich ursprünglich nur auf den südlichen Teil dieses Gebietes bezog, der auch noch Budschak hieß.

Das Denkmal von Ignaz Lindl (Ignatius Lindel, 1774-1846)) in Sarata, eine deutsche Siedlung, die von ihm und seinen Anhängern 1822 in Bessarabien gegründet wurde, Aufnahme von 2019.
Foto: Josef Sallanz

Bei der Abtretung war der Budschak größtenteils entvölkert. Noch während des Kriegs hatte Russland die hier ansässigen Tataren auf die Halbinsel Krim verschleppt. In dieses Steppenland, das im Süden an das Schwarze Meer, beziehungsweise an Salz- und Süßwasserseeen, sogenannte Limane, stößt, wurden ab 1812 deutsche Siedler gerufen, die vor allem aus Württemberg und dem Herzogtum Warschau kamen. Den deutschen Kolonien wurden unter anderem die Namen russischer Siege in den napoleonischen Kriegen verliehen, so dass hier ein Leipzig und ein Paris, aber auch ein Arzis, genannt nach Arcis-sur-Aube in der französischen Champagne, entstanden.

Eine der größeren Kolonien war Sarata. Gegründet wurde sie 1822 durch den katholischen Pfarrer Ignatius Lindel (Ignaz Lindl) aus dem schwäbischen Gundremmingen in Bayern. Dieser hatte in Bayern theologische Ansichten verbreitet, die von den evangelischen beeinflusst waren und nicht mit der katholischen Lehre übereinander stimmten. Anscheinend hatte er mit seinen Predigten einen großen Erfolg, sowohl unter den Katholiken als auch unter den Protestanten. So heißt es im „Heimatkalender für die Deutschen Beßarabiens“ von 1921, man habe Leitern an die Fenster der Kirche gestellt, um ihn zu hören. „Falsche“ Lehren verbreiten war im katholischen Bayern des frühen 19. Jahrhunderts nicht annehmbar, und so war Lindel zur Auswanderung gezwungen. Über den russischen Gesandten in München gelangte er zu Zar Alexander I., der ihm erlaubte, sich und seinen Anhängern einen Ort zur Niederlassung in Südrussland zu suchen. Daraufhin wählte Lindel das Gebiet aus, auf dem er 1822 Sarata gründete, genannt nach einem lokalen Salzwasserfluss (wahrscheinlich von Rumänisch „sărat“, „salzig“). Die vierzig ersten Familien, die sich hier niederließen, kamen größtenteils aus dem bayrischen Schwaben und aus Württemberg, teilweise mit einer Zwischenetappe im östlich von Bessarabien gelegenen russischen Gouvernement Cherson. Sie waren sowohl Katholiken als auch Protestanten, die brüderlich zusammenleben wollten, wobei es trotzdem zu Reibungen kam. Noch im gleichen Jahr 1822 stießen zwanzig weitere Familien aus Bayern und Württemberg hinzu. Zunächst wohnten die Siedler in Zelten in der Steppe, dann in Hütten aus Rasenstücken. Nur der Betsaal, das Pfarrhaus und einige Häuser waren aus gepressten Lehmsteinen erbaut. Erst nachdem Steppenkalkstein unter der Erdoberfläche entdeckt wurden, wurden Steinbauten vorgenommen. Das Dorf wurde im Schachbrettmuster angelegt. Die Kosten für die Bauten wurden mit staatlichen Unterstützungsgeldern gedeckt.

Das Grabmal von Christian Friedrich Werner (1759-1823), Stifter der Evangelisch-deutschen Lehrerbildungsanstalt Werner (Wernerschule), auf dem evangelischen Friedhof von Sarata, der während der sowjetischen Periode eingeebnet wurde. Der evangelisch-lutherische Friedhof wurde 2018 mit den nicht zerstörten Grabsteinen deutscher Siedler vom Sarataer Verein „Zlahoda“ als Erinnerungsort wiedererrichtet. Quelle: Bessarabiendeutscher Verein, Stuttgart

Sarata lag in einer wenig fruchtbaren Gegend. Das Land diente hauptsächlich als Weidegrund. Es gab keine Quellen. Brunnen lieferten etwas Trinkwasser, das Grundwasser war jedoch wie das Flusswasser allgemein salzhaltig. Die Ansiedler lebten anfangs fast ausschließlich von Mais und Getreide. Das ungewohnte Klima trug zusätzlich zu Krankheit und Tod bei. Laut dem „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland“ von September 1852 wurde „dieses Elend (...) bei manchen erhöht durch die peinigenden, von Vorwürfen aller Art sich durchkreuzenden Gedanken an das geliebte Vaterland“. Demnach war der Anfang der Kolonie Sarata kein glücklicher.

Das Gebäude der Evangelisch-deutschen Lehrerbildungsanstalt Werner, die 1844 in der bessarabiendeutschen Siedlung Sarata gegründet wurde. Sie war die erste Lehrerbildungsanstalt im Russischen Zarenreich. In der Schule, die nach ihrem Stifter, dem Kaufmann Christian Friedrich Werner benannt war, wurden deutsche Schullehrer in Neurussland bis zur Umsiedlung der Bessarabiendeutschen von 1940 ausgebildet.
Quelle: Bessarabiendeutscher Verein, Stuttgart

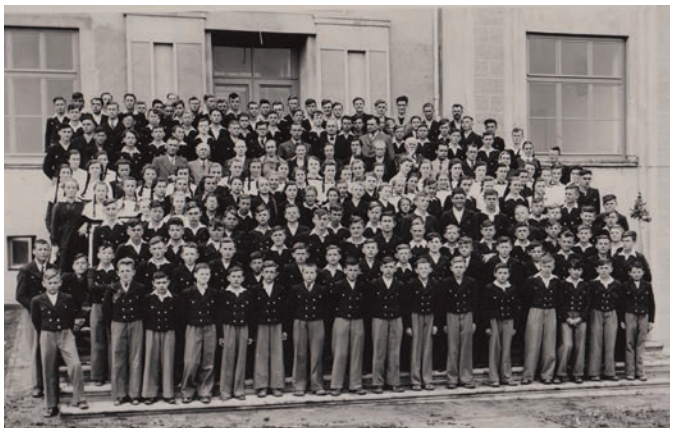
Umso mehr ist begreifbar, welche Freude die Ankunft von Christian Friedrich Werner im Juli 1823 auslöste. Werner kam aus dem württembergischen Giengen an der Brenz. Er hatte sich um die Ausreise der Kolonisten gekümmert und schließlich auch selbst die Reise zusammen mit seinem Geschäftspartner Gottlieb Veygel aus dem ebenfalls württembergischen Ilsfeld angetreten. Werner war bemittelt, was Hoffnungen auf eine Behebung des Elends in Sarata hervorrief. Er zeigte sich tatsächlich äußerst großzügig, verteilte Geld und Pelze unter die Siedler, starb aber bereits nach knapp zwei Monaten am 6. September 1823 im Alter von 63 Jahren. Der Löwenanteil seines Vermächtnisses ging jedoch an die Gemeinde Sarata. Laut „Jahrbuch der Deutschen Bessarabiens“ von 1940 wollte Veygel mit dem Nachlass eine Missionsschule einrichten, fügte sich jedoch der Empfehlung der russischen Behörden und gründete schließlich zwanzig Jahre später ein Lehrerseminar.

Diese Einrichtung, nach dem Stifter Wernerschule oder Wernerseminar genannt, wurde am 25. Juni 1844 eingeweiht. Die Statuten waren zwei Jahre zuvor bewilligt worden. Laut „Heimatkalender“ lauteten sie dahin, dass die Söhne der Siedler zu Lehrern und Schreibern für die Dorfschulen und -ämter, sowie zu Landmessern und Architekten erzogen und durch sie auch die Staatssprache, also das Russische, in den deutschen Kolonien verbreitet werden sollten. Eigentlich sollte die Schule nur eine Klasse zu dreißig Schüler haben, aber schon 1869 wurde sie in eine „russische Zentralschule“, das heißt in eine allgemeinbildende Schule umgestaltet, und es gab einen derartigen Andrang, dass die maximale Schülerzahl um die Hälfte überschritten wurde und trotzdem nicht alle 53 Kandidaten angenommen werden konnten. 1879 wurde in einem neuen Schulgebäude eine zweite Klasse eingerichtet, 1904 respektive 1905 in dem erweiterten Gebäude eine dritte beziehungsweise vierte. Noch 1914 wurde eine weitere Vergrößerung des Gebäudes vorgenommen, die im Krieg beendet wurde. Ihre Spezifität als Lehrerbildungsanstalt behielt die Wernerschule über die Jahre bei. So wurde 1889 ein einjähriger pädagogischer Kursus eingeführt.

Der Erste Weltkrieg brachte große Änderungen für die deutschen Siedler im Budschak mit sich. Trotz ihrer Treue zu Russland wurden sie von den russischen Behörden unterdrückt. Im Jahr 1915 wurde ihnen ihr Land konfisziert, mehrere Siedler wurden verschleppt und die deutsche Sprache wurde im Unterricht und im Gottesdienst verboten. Nach der Februarrevolution 1917 wurde die Enteignung wohl auf dem Papier rückgängig gemacht, ihr Land wurde den Siedlern jedoch nicht rückerstattet. Unter diesen Umständen veranstalteten sie Versammlungen, forderten die Wiederherstellung ihrer Autonomie und die Anerkennung ihrer wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte. Ende 1917 und 1918 beantragten die Siedler den Schutz des Deutschen Reichs und verschiedene Pläne

Im Rahmen des Masterseminars zur bessarabiendeutschen Erinnerungsliteratur des DAAD-Lektors, Dr. Josef Sallanz, besichtigten 2019 Studenten der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität Kischinau/Chişinău die Ruinen der Wernerschule mit dem Reiseführer und baptistischen Pastor Pjotr Uzunov, dessen Gotteshaus sich in der ehemaligen evangelisch-lutherischen Kirche der Bessarabiendeutschen von Sarata befindet. Foto: Josef Sallanz

kursierten: Die Region sollte autonom werden oder mit der zu dem Moment unter österreichischer Herrschaft stehenden Ukraine vereinigt werden beziehungsweise sollten die Siedler nach Deutschland auswandern.



Schüler und Lehrer vor der Wernerschule 1939/40.
Quelle: Bessarabiendeutscher Verein, Stuttgart

Keiner dieser Pläne wurde durchgeführt, sondern Bessarabien fiel am Ende des Krieges an Rumänien. Obschon der rumänische Staat den Minderheiten innerhalb Bessarabiens im Jahr 1920 vertraglich Rechte eingeräumte hatte, beachtete er diese kaum, vielmehr verfolgte die Rumänisierung der deutschen Siedler. Ab 1923 wurde allmählich in den deutschen Kolonien das Rumänische als Unterrichtssprache in den öffentlichen Schulen eingeführt, ab 1924 wurden verschiedene konfessionelle Schulen geschlossen und ab 1933 wurden keine deutschen Lehrer mehr, sondern nur noch rumänische, in den deutschen Kolonien angestellt. Im Jahr 1936 wurden sogar die Schulgebäude und Lehrerwohnungen der (lutherischen) Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses konfisziert und erst drei Jahre später teilweise wieder rückerstattet.

Was die Wernerschule in dieser Zeit anbelangt, so dienten ihre Gebäude unter anderem im Jahr 1916 als Kriegslazarett. Der Unterricht ging weiter, fand jedoch in der Dorfschule, der Dorfkanzlei und zwei Privathäusern statt. Nach dem Krieg wurde die Wernerschule zu einer rein deutschen Mittelschule. Bis 1928 stieg die Schülerzahl, danach fiel sie jedoch wieder. Die Historikerin Ute Schmidt erklärt diesen Wandel wie folgt: Beim Abzug nahm die russische Verwaltung das Stiftungskapital der Einrichtung mit und händigte es später den rumänischen Behörden aus. Diese unterstützten die Schule jedoch nicht mit dem Geld, so dass sie nun von Schulgeldern und Spenden abhängig war. Die Schulgelder mussten erhöht werden, was zu einer Abnahme der Schülerzahl führte. Gleichzeitig sank die Schülerzahl, weil die Lehrer, die an der Wernerschule ausgebildet wurden, nicht an den öffentlichen, sondern nur an den konfessionellen Schulen angestellt werden durften und daher keine Berufsperspektiven mehr hatten beziehungsweise nach Bezahlung eines hohen Schulgeldes nur schlecht bezahlte Stellen erhalten konnten.

Zwischen 1934 und 1939 wurde noch ein neues Schulgebäude errichtet, das ein von den Behörden verlangtes Internat umfasste. In diesem begann die Lehrerausbildung am 15. September 1939. Aus einem Artikel der „Deutschen Zeitung Bessarabiens“ vom 13. September 1939 ist zu entnehmen, was die auswärtigen Schüler alles selbst mitzubringen hatten: „1. Ein Bett mit doppeltem Bettzeug; 2. Leibwäsche zum dreimaligen Wechsel; 3. 6 Paar Socken; 4. Ein Dutzend Taschentücher; 5. Zwei Nachthemden; 6. Zwei Fußlappen; 7. Drei Handtücher; 8. Ein Badetuch; 9. Eine Kleider- und Schuhbürste; 10. Zahnbürste und Zubehör; 11. Seife und Seifenschüsselchen; 12. Eine Tasse mit Untertasse; 13. Einen tiefen und einen flachen Teller; 14. Ein Messer, eine Gabel, einen Löffel und einen Teelöffel.“

Das Schuljahr 1939/1940 war das letzte an der Wernerschule. Schon am 6. Dezember 1939 kündigte Adolf Hitler die Umsiedlung der „nichthaltbaren Splitter” des deutschen Volkes an, was in der deutschen Minderheit Rumäniens, obschon sie stark vom Nationalsozialismus beeinflusst war, Entsetzen und Entrüstung hervorrief. Am 28. Juni 1940 nahm Rumänien unter anderem auf Anraten Deutschlands ein sowjetisches Ultimatum an, durch das es Bessarabien an die Sowjetunion abtrat. Die deutschen Behörden hielten jedoch die Deutschen dazu an, nicht nach Rumänien zu flüchten. Ab dem 15. September 1940 organisierten sie die Umsiedlung der deutschen Siedler der Provinz in die vom Deutschen Reich kontrollierten Gebiete und setzten so einer mehr als hundertjährigen Geschichte ein Ende.

Lehrer und Absolventen der Wernerschule im Jahr 1933.
Quelle: Bessarabiendeutscher Verein, Stuttgart

Dr. Philippe Blasen promovierte 2020 an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca mit einer Arbeit über Minderheiten in Rumänien während der Königsdiktatur (1938-1940). Seit 2018 ist er als Forscher am A.D. Xenopol-Institut für Geschichte der Rumänischen Akademie in Jassy/Iaşi tätig. Blasen ist auch Herausgeber und Mit-Übersetzer der mehrsprachigen Anthologie zur luxemburgischen Lyrik „Scrie-acum, scrie“ (Schreib jetzt, schreib), die 2015 im Rahmen der luxemburgischen EU-Ratspräsidentschaft erschien.

Ein Pilotprojekt zur Didaktisierung von schriftlichen und mündlichen Quellen

Interkulturelle Beziehungen der Bessarabiendeutschen 1918-1940

Von Cristina Grossu-Chiriac

Die Untersuchung der deutschen Sprache und deutscher Spuren in unterschiedlichen Regionen der Ukraine war das Anliegen des Projekts „Deutsch in der Ukraine“, das aus mehreren unabhängigen Teilprojekten bestand – eines davon war das Teilprojekt „Interkulturelle Beziehungen der Bessarabiendeutschen 1918-1940“. Da das ehemalige deutsche Siedlungsgebiet Bessarabien heute in der Ukraine und in der Republik Moldau liegt, wurde auch die Republik Moldau mit in die Forschungen einbezogen.

Bessarabien war und ist immer noch ein historisch und kulturell sehr vielfältiges Gebiet. Die deutschen Siedler kamen 1814 und blieben bis zur Umsiedlung im Jahr 1940. Im Mittelpunkt des Projektes standen die interkulturellen Beziehungen zwischen den deutschen Siedlern

Grabsteine bessarabiendeutscher Siedler auf dem Friedhof von Marienfeld; Aufnahme von 2018. Foto: Josef Sallanz

und den anderen Volksgruppen, die auf diesem ziemlich heterogenen Gebiet wohnten. Das Anliegen der Projektbeteiligten war erstens, Spuren der Bessarabiendeutschen aufzudecken und sie interkulturell und multidisziplinär zu erforschen und zweitens, diese Ressourcen für das Universitätsstudium zu didaktisieren.

Als Quellengrundlagen für das Projekt dienten Interviews mit Zeitzeugen und Nachfolgern, Periodika der Zeit (1918-1940), Erinnerungsliteratur und andere Druckmaterialien in Bezug auf die Bessarabiendeutschen. Die Projektbeteiligten haben im September 2021 ihre Ergebnisse auf einer Konferenz in Lemberg/Lviv vorgestellt, anschließend Einzelbeiträge verfasst und in der zweiten Projektphase einen gemeinschaftlichen Beitrag zur Didaktisierung des Materials mit Beispielen für dessen Einsatz im Universitätsunterricht erstellt.

Die Historikerin Mariana Hausleitner (Berlin) behandelte in „Die Rumänisierung in Bessarabien und die Folgen für die deutsche Minderheit 1918-1940“ die Situation der Minderheiten in Rumänien nach 1918, als deren Anteil, durch die Verdoppelung des rumänischen Staatsgebiets, von 4,5 Prozent (1918) auf 28 Prozent (1930) stieg. Als Rumänisierung wurden alle Maßnahmen definiert, die zur Reduzierung des Einflusses aller Minderheiten dienten. Im Vordergrund standen die Veränderungen im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich der 1920er-Jahre und deren Auswirkungen auf die deutsche Minderheit, die Verschärfung der Konflikte in den 1930er-Jahren und schließlich die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen ins Dritte Reich.

Der Historiker Paulus Adelsgruber (OeAD-Lektor, Staatliche Pädagogische Ion Creangă-Universität Chişinău/UPSC und Staatliche Universität der Moldau/USM, Projektleitung) berichtete über seinen Forschungsaufenthalt vom Januar 2020 im Stuttgarter Haus der Bessarabiendeutschen, in dessen Verlauf er sowohl die gedruckten Bestände des Vereins sichtete, als auch Vereinsmitglieder interviewte. Es wurden Gespräche mit sieben Personen durchgeführt, von denen vier in Bessarabien zur Welt gekommen sind. Bei der Analyse der Interviews wurde hauptsächlich auf interfamiliäre Tradierung, Kindheitserinnerungen, Überformung der Erinnerung, Eigen- und Fremdbilder, Kontakte in der Arbeitswelt eingegangen.

Die Sprachwissenschaftlerin Natalija Holovina (Staatliche Geisteswissenschaftliche Universität Ismajil) führte Gespräche mit Zeitzeugen in Südbessarabien. Für sie war Folgendes relevant: Welche Auswirkungen hatten und haben die Umbrüche der jüngeren Geschichte auf Einzelbiografien und Familienschicksale in den letzten drei bis vier Generationen? Holovina konzentrierte sich hauptsächlich auf die Beziehungen und Kooperationsformen multiethnisch geprägter Gesellschaften; ihre interdisziplinäre Analyse der Zeitzeugenerzählungen weisen eher eine Parallelität verschiedener Lebensweisen als ein Zusammenleben auf.

Die Literaturwissenschaftlerin Cristina Grossu-Chiriac (USM) untersuchte die Interkulturalität in Periodika der Bessarabiendeutschen zwischen 1918 und 1940, in dem sie die interkulturellen Interaktionsprozesse in Bessarabien aus der Perspektive der deutschen Siedler beleuchtet. Zentral war die Frage, inwieweit die Kontakte zwischen den Bessarabiendeutschen und anderen Volksgruppen in den bessarabiendeutschen Periodika reflektiert und welche Aspekte hervorgehoben wurden. Neben der Selbstdarstellung der Bessarabiendeutschen als Volksgruppe in ihren eigenen Periodika wurde auch auf die Wahrnehmung anderer Ethnien durch sie sowie die Änderung des Tonfalls gegenüber anderen Volksgruppen nach 1933 eingegangen.

Der Politologe und Humangeograf Josef Sallanz (DAAD-Lektor, UPSC) stellte den Einsatz von bessarabiendeutscher Erinnerungsliteratur im universitären Deutschunterricht in der Republik Moldau vor. Unter Einbeziehung von Erinnerungsliteratur setzten sich die Studentinnen und Studenten des Masterprogramms der UPSC mit der Geschichte ihrer eigenen Region auseinander. Im Seminar wurden Texte von Bessarabiendeutschen gelesen, Dokumentationen, Filme und andere landeskundliche Inhalte eingesetzt. Sallanz begab sich mit seinen Studentinnen und Studenten auf bessarabiendeutsche Spurensuche. Die wissenschaftliche Exkursion in einige ehemalige deutsche Siedlungen hat die Kenntnisse der Studierenden ergänzt. Die bessarabiendeutsche Erinnerungsliteratur kann den Studierenden helfen, die eigene Landeskunde, die eigene Region besser zu verstehen.

Die Historikerin Galina Corman (USM) analysierte „Das Bild der Bessarabiendeutschen in der russischen Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts"; sie untersuchte die Reiseliteratur als Bestandteil der interkulturellen Kommunikation, sowie als wichtiges Element der Imagebildung im Kontext der Bessarabiendeutschen. Es wird untersucht, welche Wahrnehmungsmuster und Diskurse die russischen Reisenden zur Beschreibung von Bessarabiendeutschen benutzt hatten, welche vorgefassten Meinungen, Stereotype und Vorurteile existierten beziehungsweise geschaffen wurden. Das multidisziplinäre Forschungsteam des Bessarabien-Teilprojektes hat im Rahmen der Forschung ebenfalls einen umfangreicheren Sammelbeitrag erfasst – „Interkulturelle Beziehungen der Bessarabiendeutschen, 1918-1940. Ein Pilotprojekt zur Didaktisierung von schriftlichen und mündlichen Quellen", in dem didaktische Konzepte für den Einsatz des Themas im Universitätsstudium ausgearbeitet und beschrieben wurden, sei es als künftige Möglichkeit oder als Beispiel bereits stattfindender pädagogischer Arbeit.

Der linguistische Ansatz zeigt, wie authentische bessarabiendeutsche Texte im Seminar („Sprachliche Aspekte der Geschichte der Deutschen Kolonien in Bessarabien 1918-1940") zusammen mit den Master-Studierenden bewertet und analysiert werden können und schlägt repräsentative Textauszüge und eine Einleitung für deren detaillierte linguistische Textanalyse vor. Das historische didaktische Konzept beleuchtet die Erfahrung aus dem Masterkurs „Multikulturalität im Bild Bessarabiens in den russischen Reisebeschreibungen im 19. Jahrhundert": das Format, die Lernziele, Inhalte der Veranstaltung, Textauszüge und Methoden zur Durchführung der Analyse mit einem Praxisbeispiel. Das literarturwissenschaftliche Konzept „Goethe-Rezeption in Periodika der Bessarabiendeutschen" stellt eine mögliche Bearbeitung des Themas Bessarabiendeutsche im universitären Literaturunterricht dar. Ihm folgt ein Konzept zum Einsatz der Erinnerungsliteratur im Masterstudiengang an der Pädagogischen Universität. Es werden die Erfahrungen des Dozenten sowohl bei der Vermittlung dieses Themas als auch mit den Exkursionen, die er zusammen mit den Studierenden in ehemalige bessarabiendeutsche Siedlungen durchgeführt hat, vorgestellt und analysiert. Im letzten Konzept geht es um den Einsatz des Themas im Fach „Zivilisation der deutschsprachigen Länder" an der USM, ergänzt mit Eindrücken aus der Erfahrung des Dolmetschers und Reiseführers für bessarabiendeutsche Gruppen, Vladimir Andronachi, die in den letzten Jahren diese Orte regelmäßig besucht haben.

Das multidisziplinär ausgerichtete Projekt hatte sich zum Ziel gesetzt, die Beschäftigung mit dem Bessarabiendeutschen-Thema, das heute im Studium unterrepräsentiert ist, aus unterschiedlichen Perspektiven anzuregen und Impulse für neue Zugänge beim Einsatz dieses Stoffes im Unterricht zu geben. Die Projektbeteiligten sind bereit, sich mit dem Thema, das noch viel Forschungs- und Entwicklungspotential besitzt, im Rahmen von Folgeprojekten weiter zu befassen.

Gebäude des von fünf Pastoren 1865 in Sarata gegründete Barmherzigkeitsanstalt Alexander-Asyl. Namensgeber des Pflegeheims war der russische Zar Alexander II.. Im Heim wurden alte, kranke und behinderte Menschen sowie Waisen aus den Reihen der Bessarabiendeutschen betreut. Die Selbsthilfeeinrichtung finanzierte sich aus Kirchenspenden bessarabiendeutscher Siedler; Aufnahme von 2019. Foto: Josef Sallanz

Dr. Cristina Grossu-Chiriac unterrichtet deutsche Literatur an der Staatlichen Universität der Moldau (USM); sie ist auch als Dolmetscherin und Übersetzerin tätig. Sie hat u.a. von Ute Schmidt das Buch „Bessarabien. Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer" (2012) ins Rumänische übersetzt. Das Projekt „Deutsch in der Ukraine" wurde vom Forschungszentrum Deutsch in Mittel, Ost- und Südosteuropa an der Universität Regensburg geleitet; es wurde in dem Zeitraum von 2019 bis 2021 durchgeführt und von der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien finanziell unterstützt. Die Ergebnisse wurden auf zwei Projektkonferenzen (31.10.-2.11.2019 und 25.-26.09.2020) an der Nationalen Iwan-Franko-Universität im ukrainischen Lemberg präsentiert und in einem zweiteiligen Projektsammelband „Deutsch in der Ukraine. Geschichte, Gegenwart und zukünftige Potentiale" veröffentlicht, der auch online abrufbar ist: https://epub.uni-regensburg.de/44883/.

Exemplarische Darstellung der Sitten und Bräuche in einem rumänischen Dorf

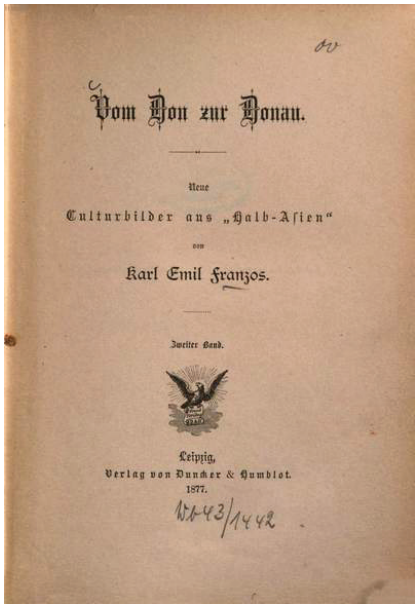
Karl Emil Franzos' Werke als Dialog zwischen zwei Kulturen

Von Elena Viorel

Karl Emil Franzos' Aufzeichnungen über die Rumänen sind offensichtlich von der Kultur der Romantik geprägt, aber auch von seinem Interesse für das National-Spezifische und sogar von einer hierfür sichtbaren Sympathie. Für Zeitgenossen hingegen sind seine Betrachtungen insbesondere in Bezug auf soziologische Aspekte von Interesse. Der Autor, ein „Weltbürger", Vertreter der mitteleuropäischen Kultur am Ende des 19. Jahrhunderts, führt uns in eine für ihn exotische Welt ein, in der andere Werte und unterschiedliche Verhaltensmuster zum Tragen kommen. Es ist aber trotzdem eine europäische, christliche Welt, erstarrt in einem im Westen längst erloschenen Entwicklungsstadium, eine sogar für ihre heutigen Nachfolger, den zeitgenössischen Rumänen, schwer verständliche Welt, die die Aufzeichnungen Franzos' als eine historische Quelle empfinden lässt.

Die von vielen realen Fällen inspirierte Erzählung von Thodikas Leben, geht nicht nur auf die moldauische Gesellschaft Mitte des 19. Jahrhunderts mit ihren guten und schlechten Eigenschaften ein, sondern sagt auch viel über die Gefühle des Autors aus. Diese von den Dorfbewohnern als selbstverständlich hingenommene Lebensweise, versucht der manchmal ratlose Autor trotzdem mit viel Sympathie zu erklären. Seine Bemühungen, diese Dorfkultur aus dem heute nordöstlichen Teil Rumäniens in einer internationalen Sprache bekannt zu machen, stellen für uns heute eine Pflicht dar, die Verdienste von Franzos hervorzuheben und zu würdigen.

Das 19. Jahrhundert kann auch als eine Blütezeit der Reiseliteratur und der philologisch- ethnographischen Studien in Europa bezeichnet werden, wenn wir nur an die Brüder Grimm oder an die Brüder Humboldt denken. In diese Tendenz fällt auch Franzos' Interesse für die Ethnographie. Wie er im Vorwort erklärt, berichtet er in seinen „Kulturbildern" nur über Selbsterlebtes, über Orte, die er selbst bereist und unmittelbar gekannt hat. Diese häufige „Wahrheitsbekundung" weist darauf hin, dass es sich bei den „Kulturbildern" von Franzos eher um Dichtung als um wissenschaftliche Studien handelt. Eine solche Region ist auch die Nord-Moldau, in die er 1867 mit einem rumänischen Freund eine Reise unternahm. Infolge dieser Reise entstand auch das „Kulturbild", die Erzählung „Thodika". Der Titel enthält den rumänischen Vornamen des Helden, Thodika, der sich von Theodor ableitet und ein Diminutiv ist.


Vom Don zur Donau.

Neue
Culturbilder aus „Halb-Asien"
von
Karl Emil Franzos.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1877.

Titelblatt des Bandes „Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus ‚Halb-Asien'" von Karl Emil Franzos (Leipzig 1877).

Als aufmerksamer Beobachter beschreibt Franzos das sozial-historische Milieu, die Lebensweise der rumänischen Bauern, ihr materielles und geistiges Niveau am Rande der Habsburger Monarchie, wo der „Weltbürger" eine interessante patriarchalische Gesellschaft vorgefunden hat. Exemplarisch wählt Franzos einen typischen Bauern aus dem Dorf Folteschti, namens Thodika, und verfolgt sein Schicksal von der Geburt bis zum Tode. Der Leser bekommt dabei einen Einblick in das Universum eines kleinen moldauischen Dorfes Mitte des 19. Jahrhunderts, in die Sitten und Bräuche einer vergleichsweise unterentwickelten Region, einer Urgemeinde, mit einer stark traditionalistischen Agrarwirtschaft.

Eng verbunden mit dem Schicksal der Hauptfigur sind Exkurse betreffend etwa Hypothesen zur Entstehung des rumänischen Volkes und seiner frühen Geschichte, zur Namengebung der Personen, zu den Nationalitäten, zum Lebensstil einer Bauernfamilie, zum Analphabetismus, zum Glauben, zur schweren Existenz der Frau in der Familie, die in den meisten Fällen für die Erziehung der Kinder, für den Haushalt und für viele Feldarbeiten alleingelassen, wird oder die Ausbeutung der Bauern von den „Herren".

Auch zur Erziehung der Kinder nimmt Franzos Stellung. Es gab damals in der Region kein geregeltes Schulsystem, es gab keine Dorfschulen. Diesen Zustand bedauert er zutiefst. Die Erziehung erfolgte größtenteils durch die Nachahmung der Erwachsenen im Guten wie im Schlechten und durch die Übertragung von Ritualen von Generation zu Generation.

Es liegt auf der Hand, dass Franzos ständig Vergleiche zwischen dem entwickelten Westen und dem unterentwickelten Osten zieht. So hebt er die Rolle des Schulmeisters und des Pfarrers im westlichen Dorf hervor. Im Gegensatz dazu steht der Pope Eusebius in Folteschti, der der Trunksucht verfallen und dadurch ein schlechtes Vorbild für seine Gläubigen war. Von der Aufgabe der Verbreitung der Kultur im Dorf konnte also keine Rede sein. Denn „Wasser tut, nicht einmal in den Stiefeln gut" ist eines der verbreitesten rumänischen Sprichwörter, das nicht nur auf die einfachen Bauern im Dorf zutrifft, wie Franzos bemerkt. Der Klerus hatte überhaupt einen schlechten Ruf. Hierher gehört auch die von Franzos

zitierte Bemerkung W. v. Kotzebue, dass sich der Pope „nur durch die Tracht von den Bauern unterscheide“.

Karl Emil Franzos appeliert oft an Sprichwörter, um das Wesen, den „Archetypen“ des rumänischen Volkes zu charakterisieren: „Die Ameise beißt, wenn sie getreten wird“, oder: „Wer gefallen in den Fluss, fürchtet keinen Regenguss“. Diese beiden beziehen sich auf den friedlichen Charakter und auf das schwere Schicksal der Rumänen im Laufe ihrer Geschichte, angefangen mit der Invasion der Wandervölker bis hin zu den häufigen Angriffen des Osmanischen Reiches während dreier Jahrhunderte.

Der österreichische Schriftsteller und Publizist Karl Emil Franzos wurde am 25. Oktober 1848 in Podolien (Russisches Kaiserreich) in der Nähe von Czortkow/Čortkiv (Kaisertum Österreich) geboren; er verstarb am 28. Januar 1904 in Berlin. Die Büste von Franzos wurde 2017 in Czortkow aufgestellt.
Foto: Pedagog Svitlana / CC BY-SA 4.0

Der Glaube ist ein weiteres sehr wichtiges Kapitel im Dorfleben. Thodikas Mutter christlicher Glaube ist kompliziert und vermischt mit heidnischen Elementen und Aberglauben. Bei einer aufmerksamen Analyse unterscheidet Franzos in ihrem Fall fünf Gruppen von Glaubensrichtungen: erstens ist sie eine recht gläubige Christin, verehrt die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes und alle Heiligen; zweitens ist sie auch abergläubisch und verehrt darum die Mumie des heiligen Johannes in Suczawa, die Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni; drittens verehrt die Xenia auch die Sonne, den Mond und die Gestirne; viertens glaubt sie auch an die „Iele“, die Dämonen; fünftens verehrt sie den heiligen Jupiter, den heiligen Merkur und die heilige Venus, insbesondere aber den heiligen Pan. „Überall sind die Götter Roms gestorben und begraben, nur in Rumänien spuken sie noch“ bemerkt Franzos. Diese fünf Gruppen bilden meiner Meinung nach keine auf ethnographische Studien basierende Einteilung, sondern den subjektiven Eindruck eines mitteleuropäischen Denkers des 19. Jahrhunderts. So hat beispielsweise in unserem Areal der Kult der Reliquien länger als im christlichen Abendland überlebt. Dasselbe gilt auch für das vorchristliche Erbe. Heidnische Gottheiten des Altertums, in christlicher Form dargestellt, überlebten in Rumänien mit veränderten Namen in Volksmärchen und Legenden bis in die moderne Zeit.

Das Viehwarten und das Blasen der Hirtenflöte sind die zwei Fertigkeiten, die das Kind erlernte und später der Jüngling Thodika pflegte. Dazu kommt das Singen von Volksliedern draußen auf der Weide. Franzos begeistert sich für das große Repertoire der rumänischen Volkslieder, in denen „echte Poesie“ steckt, und gibt in eigener gelungener Übersetzung mit eigenem Kommentar viele Muster solcher Lieder, einer Art gesungener Gelegenheitsdichtung, wieder. Da lobt er die Vorliebe des Rumänen für das Musische, die bei verschiedenen Anlässen im Alltag gesungenen Volkslieder.

Aber Franzos scheut auch keine konstruktive Kritik. Der rumänische Bauer sei im Allgemeinen „träge“. Doch trägt sicherlich auch die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens viel dazu bei, man erntet mit leichter Mühe das Nötige, wozu sich um das Überflüssige anstrengen, schlussfolgert der Autor. Und dieser mildernde Umstand trifft auch auf Thodika zu, vor allem wenn es um schwerere Feldarbeiten geht, obwohl er schon früh im Elternhaus an die Arbeit herangezogen wird.

Der Autor beobachtet weiter auch die Gefühlswelt und die Initiation des Knaben für die Ehe. Der 16-jährige Thodika probiert zum ersten Mal das Tanzen und die Liebe, den Kreistanz „Hora“ in der Schenkstube und draußen unter dem Lindenbaum, bei „Zigeunermusik“ und Schnaps- und Weintrinken. Vor dem Auge des Lesers erscheint ein beeindruckendes malerisches Bild des Volkstanzes voller Lebendigkeit und Lebensfreude.

Es folgt bald danach die Verlobung mit Olga, der Tochter des Dorfrichters, und dann, mit einer kurzen Unterbrechung, weil Thodika zur Armee muss, die Hochzeit. Auch in dieser wehmütigen Situation der Trennung von seiner Verlobten lässt sich Thodika von einem alten Volkslied, das Franzos übersetzt wiedergibt, trösten. Seine Liebste singt zu Hause ähnliche Volkslieder der „Verlassenen“, wie sie der Volksmund in so großer Zahl kennt. Uniformierung und Bewaffnung der jungen Soldaten lassen damals sehr viel zu wünschen übrig, wie der Autor am Beispiel von Thodika weiter anführt.

Nach Thodikas Rückkehr von der Armee wird in Folteschti nach allen Regeln des Dorfes eine Traumhochzeit gefeiert. Der Vater tritt dem Sohn sein Anwesen ab, und Thodika wird selbstständiger Grundwirt und Familienvater, und nach 40 Jahren Ehe stirbt er „am Säuferwahnsinn“, einer im Dorf sehr verbreiteten Sucht.

Thodikas Lebensgeschichte verkörpert den Archetypen eines Bauern aus einem moldauischen Dorf Mitte des 19. Jahrhunderts und hat durch die Widerspiegelung der „Volksseele“ auch einen dokumentarischen Wert. Sie wurde bestimmt auch des einmaligen Lokalkolorits Willen geschrieben.

Das Schicksal der Frau als Sklavin des Mannes, das obligate Schlagen, die oft konfliktuale Beziehung der Frau zur Mutter ihres Mannes, zu ihrer Schwiegermutter, davon handeln viele Volkslieder. Auch darin ist das Volkslied ein treuer Spiegel der Volksseele und der gesellschaftlichen Zustände der ländlichen Bevölkerung.

Zu den Tugenden der rumänischen Ehefrau zählt Franzos auch „die Elastizität ihres Wesens“ in dem Sinne, dass sie trotz aller Lasten „heiter, gutmütig, sangesfreudig“ bleibt. „Aber der schönste Zug des Rumänenweibes ist unbedingt die heiße, hingebungsvolle Liebe für ihre Kinder“, denn jegliche Sorge für die Kinder bleibt der Mutter überlassen. Der Hausvater ist nur für die „häusliche Zucht“ zuständig.

Thodika ist Bauer wie alle anderen Dorfbewohner. In dem Ort denkt keiner an eine rationelle Landwirtschaft und an Maschinen für die Feldarbeit. Auch mit der Viehzucht sieht es nicht besser aus. Die berühmte moldauische Pferderasse ist verkommen, wie auch die Viehzucht. Es sei „die Trägheit“ des Rumänen, denn an Zeit fehle es ihm nicht, bemerkt Franzos. Es ist aber auch eine Sache der fehlenden Bildung und der nicht vorhandenen Möglichkeiten dazu.

Thodika als Staatsbürger und Politikinteressierter ist kaum bemerkbar, weil diese Dimension kaum Zeit in Anspruch nahm und nicht von Interesse war.

Prinz Karl Eitel Friedrich Zephyrinus Ludwig von Hohenzollern-Sigmaringen (geb. 1839 in Sigmaringen; gest. 1914 auf Schloss Peleş in Sinaia) war ab 1866 Fürst und seit 1881 König von Rumänien. Gemälde von Theodor Aman (1868).

Gegen Ende der Erzählung gesteht Franzos, wie er in den Besitz all der Informationen gekommen ist und bringt zugleich eine auf ein Missverständnis zurückzuführende Episode, die ihn, weil er es nicht mitbekam, gewundert hat:

Er machte 1867 als Gymnasiast von Suczawa aus eine Fußtour durch die obere Moldau. Sein Begleiter war ein rumänischer Mitschüler, ein blasser, langhaariger Bursche, der für ein Königreich Großrumänien schwärmte. Eines Sonntagnachmittags rasteten sie in einer Dorfschenke bei Roman. Die Burschen stellten sich zusammen und sangen im Chor verschiedene Lieder, darunter ein sehr bekanntes nationalistisches Lied, das auch von seinem rumänischen Mitschüler mit „freudiger Erregung“ aufgenommen wurde. Die Lieder und die große Rede der „jungen Patrioten“ über „Würde, Bedeutung und Zukunft der Nation“ wurden aber von den Bauern nur kopfschüttelnd und zum Schluss mit Empörung angehört, weil sie die jungen Leute mit einem „Emissär der Stellungskommission“ verwechselten.

Dieselbe Gleichgültigkeit, beziehungsweise dasselbe Desinteresse, charakterisiert Thodika auch als Politiker: Es kümmerte ihn wenig, ob Alexandru Ion Cuza regierte oder ein Regierungssauschuss oder der junge Hohenzollern-Prinz Karl. Es kümmerte ihn wenig, ob in Bukarest die Roten regieren oder die Konservativen. Thodika wusste nur, dass das Dorf jedes dritte Jahr einen Wahlmann stellen musste, der dann in der Stadt für die Anderen die Stimme abzugeben hat, und zwar für jenen Kandidaten, welcher den meisten Schnaps bezahlt. Die Korruption nahm also schon damals ihren Anfang... oder setzte sich eben von früher fort...

Die Biographie endet mit dem Tod von Thodika und mit einem dem rumänischen Volk gut gesinnten Zukunftsbild voller Hoffnung auf Kultur und Bildung, Werte, an die Franzos fest glaubte:

„Armer Thodika! – Du warst wohl nicht Schuld daran. Und es ist auch nicht Deiner Söhne Schuld, wenn von ihnen wenig Anderes zu berichten, als von dir. Wann kommt die Kultur unter diese Menschen, wann ihr erster Bote, die Schule? Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“

Obwohl Franzos das resignierte Verhalten der moldauischen Bauern, ihren Vertrauensmangel an Fortschritt, das Fehlen jeglicher Anstrengungen im Alltag nicht gut heißen kann, zeigt er trotzdem volles Mitleid für diese zum Leiden verdammte Gesellschaft. Er bedauert den Mangel an Erziehung, Kultur und Bildung sowie an einem geistigen Horizont. Aber gerade diese Haltung zeigt das Vertrauen des Autors auf den Fortschritt, Zivilisation dieser Region und eigentlich die Möglichkeit einer Gesellschaft, sich zum Guten zu wenden.

Durch seine tief humanistische Gesinnung bleibt Franzos ein Vorläufer, ein Verteidiger demokratischer Werte und somit weiterhin ein lesenswerter Autor.

Dr. Elena Viorel war bis zu ihrer Emeritierung im Jahr 2010 Professorin für deutsche und kontrastive Linguistik, Deutsche Sprache der Gegenwart, Kulturgeschichte, Übersetzungswissenschaft am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca und von 2005 bis 2010 am Germanistiklehrstuhl der Partium-Universität Großwardein/Oradea. Viorel übersetzte die autobiographische Trilogie von Elias Canetti ins Rumänische. Zuletzt erschien von ihr das Lehrbuch „Deutsch als Fremdsprache für Kinder“(Cluj-Napoca 2019).

Zur Sprachen- und Nationalitätenkonstellation der habsburgischen Bukowina

Gegeneinander – Nebeneinander – Miteinander

Von Andreea Odoviciuc

In einer Zeit, in der sich fremdenfeindlich gefärbte nationalistische Überzeugungen und Einstellungen vermehren und ausbreiten, braucht die Menschheit einen oder besser noch mehrere – so weit wie möglich – objektive Blicke auf vorherige soziohistorische Kontexte, die ein neues Licht auf die aktuelle gesellschaftliche Konfiguration samt ihren Herausforderungen und Potentialen werfen können. In diesem Sinne liefert das Buch „Gegeneinander, Nebeneinander, Miteinander. Deutsch und Rumänisch als Rechts- und Verwaltungssprachen im habsburgischen Kronland Bukowina (1848-1918)" die interdisziplinäre Untersuchung eines vergangenen Kulturraumes, die sich aber auch als relevant für das gegenwärtige menschliche Gegen-, Neben- und Miteinander kennzeichnen lässt. Um sprach- und übersetzungsbezogene Aspekte zu beleuchten, werden hiermit unter anderem Fragen nach Mehrsprachigkeit, Nationsbildung, Identität sowie individuellem und kollektivem Bewusstsein erörtert. Es handelt sich zwar um ein Fachbuch, das aber auch für ein breiteres Publikum zugänglich und aufschlussreich ist, denn die Autorin behandelt die anvisierten Themen schrittweise und systematisch, wobei sie nicht zuletzt theoretische Grundlagen und Fachbegriffe erklärt.

Ziel der Studie ist es, den Aufbau der rumänischen Fachsprache und die Herausbildung eines spezialisierten rumänischen Wortschatzes in einem Raum nachzuvollziehen, in dem die deutsche Sprache den Vorrang genoss. Da Sprachen aber nicht als isolierte, eingeschlossene und stabile Entitäten, sondern als lebende, veränderliche, beeinflussbare und beeinflussende Organismen zu betrachten sind, müssen dazu auch soziale, berufliche und politische Faktoren berücksichtigt werden, die sich auf das Ansehen, die Aneignung, den Gebrauch und die Entwicklung der jeweiligen Sprachen auswirken und gleichzeitig davon bestimmt werden (können). Dementsprechend behandelt Kapitel II die Habsburgermonarchie als Ganzes, ihre ethnische und sprachliche Vielfalt, den Kontakt und die Interaktion zwischen Nationalitäten sowie die daraus entstandenen Verwirrungen und Konflikte und die Versuche zu ihrer Beilegung. Diesbezüglich spielte die Sprache eine wichtige Rolle und wurde zu dieser Zeit – in der die Nationalitäten und Nationen (neu)definiert und gebildet wurden – zum Symbol der Nationalität, wobei sie häufig und eifrig bei politischen Anforderungen mit einbezogen wurde. Sprachengleichheit bedeutete in diesem Kontext Nationalitätengleichheit – ein Ziel, auf das ab 1848 vonseiten der jeweiligen Nationalitäten, aber auch vonseiten des Hofes öffentlich hingewirkt wurde. Interessant ist die Auseinandersetzung der einzelnen Individuen mit ihrer eigenen Identität und Zugehörigkeit, vor allem wenn sie in die Situation gebracht wurden, sich als Mitglieder einer einzigen Nationalität und Sprecher einer einzigen Muttersprache zu bekennen, denn oft waren sie mehrsprachig und hatten eventuell eine ethnisch gemischte Herkunft.

Als Teil der Habsburgermonarchie spiegelte die Bukowina diese Problematik auf einer kleineren Skala wider. Während der habsburgischen Herrschaft beherbergte die östliche Grenzregion eine ethnisch heterogene Bevölkerung, die aus Rumänen, Ruthenen, Juden, Deutschen, Polen, Ungarn, Slowaken, Armenier, Lipowaner und Roma bestand. Die dadurch bewirkte Kollision unterschiedlicher Denk- und Verhaltensmuster wird im Kapitel III durch Berücksichtigung des politischen Hintergrunds untersucht. Das vielsprachige und pluriethnische Milieu der habsburgischen Bukowina wird hiermit unter die Lupe genommen, wobei zwei gegensätzliche Darstellungen dieser Grenzregion hinterfragt werden: eine, die das Kronland als Oase des friedlichen, konfliktfreien Miteinanders bebildert, und eine, in der es als Miniatur-Völkerkerker vorkommt. Relevant in diesem Sinne sind einerseits die intensivierenden nationalen Bewegungen und Anforderungen und andererseits das hierzulande konfigurierte kollektive Bewusstsein, das die Eskalation interethnischer Konflikte bremste. Die Entstehung und Förderung eines Gemeinschaftsgefühls, zu der auch die gemischtsprachigen Schulen erheblich beigetragen haben, begünstigte die Prägung der Bukowiner, die sich nicht von sprachlichen, ethnischen oder religiösen Grenzen einschränken ließen, sondern über diese hinweg

Czernowitzer Ringplatz mit Rathaus um 1900 (Postkarte)

miteinander verkehrten. Interethnisches Kommunikationsmittel war oft die deutsche Sprache, die zwar ursprünglich die einzige offizielle Sprache und somit Sprache der Justiz und Verwaltung der Bukowina war, was ihr eine Vorrangstellung auch in den Bukowiner Schulen gewährte.

Als Rechts- und Verwaltungssprache, sowie Sprache des „Zentrums“ und der „zivilisierten“ Einwanderer übte das Deutsche bereits in der ersten Phase der habsburgischen Herrschaft in der Bukowina eine starke Anziehungskraft auf die mehrsprachige Bevölkerung des Buchenlandes aus, die auch vonseiten der neuen Regierung gefördert wurde. In diesem Sinne versprach seine Aneignung durch die Schule den beruflichen Aufstieg und die Teilnahme an den wichtigen öffentlichen Bereichen für alle Volksgruppen. Im Rahmen des gleichen Schulwesens, das unter habsburgischer Verwaltung einen erheblichen Aufschwung erlebte, galt auch das Rumänische als Unterrichtssprache beziehungsweise als Lehrfach. Dies führte zu Auseinandersetzungen mit dieser Sprache, einschließlich ihrer Grammatik und ihres Wortschatzes, die sich unter anderem durch die Verfassung von rumänischen Lehr- und Wörterbüchern konkretisierten, was zum Aufbau und Modernisieren der rumänischen Sprache beitrug. So wie in anderen Teilen der Monarchie erfolgten diese Prozesse im Einklang mit nationalen Bestrebungen, wobei die lateinischen Wurzeln der rumänischen Sprache erforscht und verwertet wurden.

Constantin Tomaszczuk (1840-1889), Sohn eines ruthenischen Vaters und einer rumänischen Mutter, war Rechtswissenschaftler und Politiker; er wurde bekannt als Gründungsdirektor der Franz-Josef-Universität Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuţi). Sein Denkmal im Czernowitzer Volksgarten verschwand in sowjetischer Zeit fast vollständig. Das Monument – Bildhauer Anton Brenek (1848-1908), Rekonstruktion durch Volodymyr Zisaryk – wurde 2015 am alten Platz wiedererrichtet.
Foto: Sergij Osatschuk / CC BY-SA 3.0

Im Kapitel IV des Buches wird untersucht, inwiefern diese Entwicklung des Rumänischen von dem Übersetzen juristisch-administrativer Texte aus dem Deutschen beeinflusst wurde und inwiefern politische Faktoren hierbei mitgespielt haben. Im Fokus steht vor allem die rumänische Terminologie, die im Vergleich zu der deutschen Terminologie und durch Nachvollziehen der Wortbildungsmechanismen analysiert wird. Ausgewertet werden Fachbegriffe aus zweisprachigen (deutsch-rumänischen) Ausgaben der habsburgischen „Reichsgesetzblätter“ (RGBl aus den Jahren 1849, 1870 und 1916), die am Ende des Buches in einem Glossar gesammelt vorkommen. Unter anderem stellt sich anhand der Untersuchung heraus, dass einige rumänische Termini im Rahmen des Übersetzungsprozesses erfunden wurden, indem die deutschen Termini höchstwahrscheinlich als Muster beim Prägen der neuen Fachbegriffe dienten. Auf diese Weise wurden z. B in der Zielsprache Rumänisch Wörter mithilfe von Präfixen oder Redewendungen mithilfe von Wort-für-Wort-Übersetzungen gebildet. Ein paar solche Beispiele wären die Folgenden:

- *convinovatu* für Mitschuldige (RGBl 1849)
- *despăgubire* für Entschädigung (RGBl 1849)
- *neîmplinire* für Nichterfüllung (RGBl 1916)
- *mijloace-de-drept* für *Rechtsmittel* (RGBl 1849)
- *călcare de poliție* für Polizeiübertretung (RGBl 1849)
- *pedeapsă în bani* für *Geldstrafe* (RGBl 1849/1870)

Die vorgenommene terminologische Analyse, die durch Berücksichtigung der politischen und sprachlichen Hierarchie sowie der nationalen Ideale der Rumänen innerhalb und außerhalb der Bukowina erfolgt, vervollständigt somit das Forschungsvorhaben. Die Entwicklung der rumänischen Sprache im mehrsprachigen Raum der Bukowina wird mithin untersucht, indem nicht nur die Einflüsse politischer und sozialer Konstellationen auf translatorische und sprachbildende Prozesse, sondern auch die Einflüsse translatorischer und sprachbildender Prozesse auf politische und soziale Konstellationen in Betracht gezogen werden. Daraus wird ersichtlich, dass ein pluriethnischer und mehrsprachiger Raum zwar Konfliktpotentiale in sich birgt, aber auch Anlass zum gegenseitigen Einwirken und positiven Wachstum bietet. Entscheidend in diesem Sinne ist die Einstellung der Beteiligten. Darauf weist das Zitat am Anfang des Buches hin, das von einem damaligen rumänischen Bukowiner Politiker stammt, der auch Förderer der deutschen Kultur und Sprache im Buchenland war. Constantin Tomaszczuk, der erste Rektor der deutschsprachigen Universität in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuţi) meinte sogar, das Überleben einer Nation hängt von ihrer Bereitschaft ab, mit fremden Kulturen zu interagieren und sich davon beeinflussen zu lassen: „Wehe der Nation, die sich fürchten muss vor dem Einfluss fremder Kultur. Diese hat sich selbst das Todesurteil gesprochen.“

Dr. Andreea Odoviciuc, Kultur- und Translationswissenschaftlerin, war von 2019 bis 2020 Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Deutsche Kultur und Sprache in Rumänien (1918-1933). ‚Post-imperiale‘ Realitäten, öffentlicher Diskurs und Kulturfelder“ an der Alexandru Ion Cuza-Universität Jassy/Iaşi. Zurzeit arbeitet sie in Österreich als freiberufliche Übersetzerin und Deutschlehrerin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind kulturwissenschaftliche Ansätze des Übersetzens, Geschichte der Translation und Terminologie.

Ana Blandianas Lyrikband „Patria mea A4“ in einer zweisprachigen Ausgabe beim Pop-Verlag

„nur die Finger tasten verloren / über die knorrige Oberfläche / des Universums“

Von Tobias Larenz

Nicht nur in Rumänien gilt Ana Blandiana als eine der ganz großen Lyrikerinnen des 20. Jahrhunderts: Sie zählt zu den nicht sehr zahlreichen Autoren des Landes, die international große Anerkennung erfahren und deren Werke in einer Vielzahl von Sprachen in Übersetzung vorliegen. Ihr wurde, wie übrigens auch neun Jahre später Mircea Cărtărescu, im Jahr 2002 der Preis des Vilenica International Literary Festivals verliehen, womit sie sich in Gesellschaft von Autoren wie Milan Kundera, Peter Handke, Zbigniew Herbert, Péter Nádas, Adolf Muschg und Olga Tokarczuk befindet. Nicht zuletzt ist sie auch als Regimekritikerin im kommunistischen Rumänien in Erscheinung getreten; drei Mal wurde sie mit einem Publikationsverbot belegt, viele ihrer Texte konnten nur im Samisdat zirkulieren. Auf sie geht im Wesentlichen die Anregung zur Einrichtung des *Memorial Sighet* zurück, eine den Opfern des kommunistischen Regimes gewidmete Gedenk- und Forschungsstätte, die 1994 in einem ehemaligen Gefängnis für politische Gefangene in Sighetu Marmației gegründet wurde.

Bereits 2018 hat der Pop-Verlag eine Auswahl von meist neueren Gedichten Blandianas unter dem Titel „Geschlossene Kirchen/Biserici închise“ herausgegeben. Der 2020 erschienene Band „Mein Vaterland A4/Patria mea A4“ setzt diese Reihe gewissermaßen fort: In „Geschlossene Kirchen“ waren einige der Gedichte des 2010 auf Rumänisch erschienen Bands „Patria mea A4“ bereits enthalten. Nun ist letzterer jedoch vollständig in einer deutschen Übersetzung zugänglich, einfühlsam übertragen durch Maria Herlo, Katharina Kilzer und Horst Samson. Wie bereits in der 2018 erschienen Gedichtsammlung hat sich der Verlag auch dieses Mal erfreulicherweise für eine zweisprachige Ausgabe entschieden.

Die Gedichte bestechen durch ihre sprachliche Klarheit, ihre gedankliche Tiefe, ihre Konzentriertheit. Sie gleichen oftmals kleinen Meditationen und setzen an bei der Verwunderung: „Eine Welt, von der ich so wenig verstehe: / Die Wörter kleiden mich / in Nebel und Wolken, / durch die nur selten ein Abendstern / mit ausgefransten Rändern / versucht, einen Strahl Sinn durchsickern zu lassen“. Oft ist es der Gestus des behutsamen und aufmerksamen Tastens, der die Dynamik der Gedichte ausmacht: „nur die Finger tasten verloren / über die knorrige Oberfläche / des Universums“ (aus: „Auf der Oberfläche des Universums“). Immer wieder spielt dabei die Erfahrung der Grenze eine Rolle. Blandiana reflektiert über deren minimalen Verschiebungen, das Verwischen derselben: „Ich ging auf Zehenspitzen vorwärts / nahe an die Linie heran, / ich wollte sie nur berühren / mit der nackten Zehenspitze (...) Aber die Linie zog sich zurück, / als ob sie sich vor mir schützen wollte“ (aus: „Auf Zehenspitzen“). Mithilfe von Bildern wie dem des Trommelfells erkundet sie Zwischenräume, die gleichzeitig trennen und verbinden – „fähig zu vibrieren / beim leichtesten Klopfen, / beim leisesten Flattern“ (aus: „Trommelfell“). Die Themen, mit denen sich Blandiana auf diese Weise beschäftigt, sind vielfältig und komplex. Sie denkt nach über die Grenzen zwischen Ich und Welt, Gegenwart und Vergangenheit, Diesseits und Jenseits, nicht zuletzt auch über die eigene Vergänglichkeit.

Auch mithilfe eines weiteren Leitmotivs des Bandes erkundet die Autorin liminale (Zeit-)räume: Immer wieder beschäftigt sie sich mit dem Samen, dem Kern, so beispielsweise in „Der Kern der Dunkelheit“. Bei der genauen Beobachtung des Flackerns einer Kerzenflamme scheint sich die Welt um die Flamme herum zusammenzuziehen, verdichtet sich bis zum Verschwinden, um dann plötzlich wieder aufzuflackern: „unsicher, ungewiss, glücklich hochflackernd, / dann sich biegend, verzweifelt blinzelnd, / reduziert auf den Kern der Dunkelheit, / aus dem sie sich wieder anzünden wird“. Einen solchen spannungsvollen Übergang wie den zwischen drohendem Verlöschen und erneutem Aufflackern fasst Blandiana an anderer Stelle in ein besonders plastisches Bild: „Der Augenblick zwischen dem Licht des Blitzes / und seinem ohrenbetäubenden Körper, / gespannt wie ein Gummiband, / dem Zerreißen nahe“ (aus: „Wie ein Gummiband“).

Ana Blandianas Gedichte versetzen die scheinbar unverrückbare Wirklichkeit in Schwingung, Gewissheiten geraten in die Schwebe – eine Lektüre, die so ohne jeden Kitsch auch Anlass zu Hoffnung und Optimismus ist.

Ana Blandiana
Mein Vaterland A4 / Patria mea A4: Gedichte. Deutsch / Rumänisch. *Aus dem Rumänischen von Maria Herlo, Katharina Kilzer und Horst Samson. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2020, 155 Seiten, 19,90 Euro.*

Neuer Gedichtband von Dinu Flamand auf Deutsch

„Und als die Nächte wieder die Ränder der Tage fassten“

Von Gundel Grosse

Mit diesem Buch liegt die zweite deutschsprachige Ausgabe eines Teils der Lyrik von Dinu Flămând in der Übersetzung von Edith Konradt vor. Der Band erschien 2020 im Pop-Verlag in der Reihe „Lyrik“, er wurde vom Rumänischen Kulturinstitut gefördert. Eine erste deutsche Übersetzung der Gedichte von Dinu Flămând erschien 2017 unter dem Titel „Schatten und Klippen“ im Berliner KLAK-Verlag.

Der Band präsentiert die Gedichte in ihrem rumänischen Original und der deutschen Übersetzung. Das bringt natürlich für das rumänischkundige Lesepublikum das Vergnügen mit sich, beide Versionen miteinander vergleichen zu können und nachzuverfolgen, welche poetischen Bilder die Übersetzerin im Deutschen geschaffen hat. Ein Nachwort aus der französischen Ausgabe rundet den Band ab.

Dinu Flămând ist Lyriker, Übersetzer und Essayist. Er wurde 1947 in einem Dorf in Nordsiebenbürgen geboren und studierte in Klausenburg/Cluj rumänische Philologie. Flămând debütierte 1971 mit einem ersten Lyrikband. Sein 1983 erschienener vierter Gedichtband „Stare de asediu“ (Belagerungszustand) konnte den Eingriffen der Zensur nicht entgehen. In der Folge war Dinu Flămând staatlichen Repressionen ausgesetzt. Er verlegte sich vor allem aufs Übersetzen. Unter anderem gab er 1983 eine Anthologie mit zwanzig lateinamerikanischen Lyrikern heraus, wie er überhaupt sehr produktiv aus der portugiesischen, lateinamerikanischen und spanischen Lyrik übersetzte. Im Zusammenhang mit einem Stipendien-Aufenthalt in Portugal 1985 entschied er sich, politisches Exil in Frankreich zu beantragen. Er war zwischen 1989 und 2010 Journalist bei Radio France Internationale in Paris und Repräsentant Rumäniens in der Organisation Internationale de Francophonie.

Erst 1998 veröffentlichte er wieder einen Gedichtband in Rumänien. 2011 wurde ihm für sein dichterisches Gesamtwerk der Mihai Eminescu-Nationalpreis verliehen. Seine Gedichte wurden ins Spanische, Französische, Englische, Italienische, Portugiesische, Mazedonische und Neugriechische übersetzt.

Edith Konradt ist die Übersetzerin beider Gedichtbände von Dinu Flămând. Sie ist gebürtige Schäßburgerin, studierte in Rumänien und in Deutschland Germanistik, Anglistik und Kunstgeschichte und hat vor allem Lyrik aus dem Rumänischen übersetzt, darunter Texte von Rodica Draghincescu, Papi [Emilian Rosculescu], Aura Christi und Traian Pop Traian. Aber auch Prosa hat Konradt übersetzt, zuletzt einen Band mit Gesprächen zwischen Eginald Schlattner und Radu Carp (Ludwigshafen 2020). Konradt ist also eine erprobte Übersetzerin.

Lyrik als verdichtete Form der Literatur erschließt sich nicht ohne weiteres, sondern will in ihren spezifischen Bildern in besonderer Weise verstanden werden. Ebenso erfordert es eine besondere Kompetenz, Lyrik zu übersetzen. Konradt verfügt über viel Gespür und Kreativität, die sprachlichen Bilder der Originale in adäquate poetische Bilder im Deutschen zu verwandeln.

Der Band vereint vier Gedichtzyklen. Der erste Zyklus heißt „Ein Aussetzen der Achtsamkeit“. Die Gedichte sind ohne Titel. Das lyrische Ich setzt sich hier mit der Zeit als grundlegendem Faktor allen Lebens auseinander. Leben, Altern, das Bedauern über ungelebte Möglichkeiten, die Ahnung vom Tod, aber auch Rückbezüge auf die Kindheit finden ihren Ausdruck in Wendungen wie: „Nur wegen eines Aussetzens der Achtsamkeit / ist dir ein ganzes Jahrzehnt in einem Jahr entglitten...“ (S. 21)

„Amplituden der Wahrscheinlichkeit“ lautet der Titel des zweiten Zyklus und entstammt dem Gedicht „offenes Haar“. Man darf Bilder genießen wie dieses: „Die Häuser rinnen den Berghang hinab und lassen / das silberne Ungeheuer des Abends zurück“ oder auch „flicht der Tod seine dicken Zöpfe“.

Der dritte Zyklus mit dem Titel „Gärten“ ist der vielleicht eindrucksvollste der vier Zyklen. Er lässt an die Gedichte Lucian Blagas denken, die das rumänische Dorf als Ort der Ewigkeit feiern. Das Vergehen der alten, dörflichen Welt, der Exodus der Bewohner Siebenbürgens, der eigene Exodus des lyrischen Ichs und die Verwerfungen der Zeitgeschichte bringen politische Anklänge in diese Texte, die Melancholie verströmen. Der vierte Zyklus mit dem Titel „Petrarca am Bahnhof von Avignon“ vereint Gedichte über die Liebe, die in all ihren Dimensionen ausgeleuchtet wird.

Die Bilder und Welten, die Dinu Flămând erschafft, sind von großer Intensität. Ihnen nachzuspüren, bereitet ein ganz eigenes Vergnügen.

Dinu Flamand
Zwischenfrost. Frigul intermediar. Gedichte. Deutsch / Rumänisch. *Aus dem Rumänischen von Edith Konradt, Pop-Verlag, Ludwigsburg 2020, 273 Seiten, 19,50 Euro.*

Entlarvung der Un‘Welt

Auf düsterer Reise mit dem Skelett Bartholomäus Knochenfaust

Von Christina Weigel

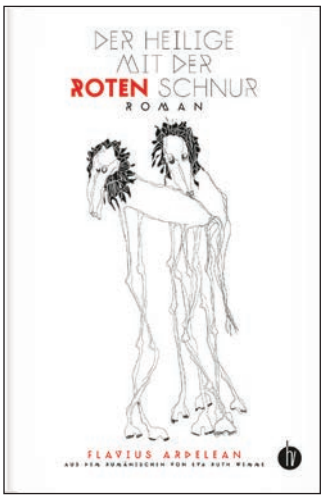
In einer ahnungsschweren verschneiten Ebene wartet ein Pilger auf einen Wagen, der ihn zur Stadt Alrauna mitnimmt. Bartholomäus Knochenfaust ist es, der für ihn anhält. Doch ist ihm zu trauen? Bartholomäus ist jedenfalls ein lebendiges Skelett und die Fahrt bietet er nicht kostenlos an. Jeden Abend muss der Pilger einen Teil des Lohns bezahlen, jedoch nicht in Münzen. Je länger der Weg dauert, desto mehr eignet Bartholomäus sich die Lebendigkeit seines Weggefährten an. Dieser aber bleibt still, sein Geist scheint ganz befangen in der düsteren Magie der winterlichen Ebene. Er lauscht nur immer den Worten des Skeletts, das sich als Erzähler und Alles-Wisser vorstellt und zur Unterhaltung auf der viertägigen Fahrt eine Geschichte zum besten gibt, die „nichts weiter als wahre Erfindung und erfundene Wahrheit“ (S.8) ist.

Im Roman „Der Heilige mit der Roten Schnur“ von Flavius Ardelean erfahren wir eingebettet in diese Rahmenhandlung vom Leben des Heiligen Taush, den Bartholomäus selbst kannte und dessen Abenteuer er mit Begeisterung weiterträgt. Taush wurde mit drei Wunderkräften geboren: Er kann alte Speisen frisch machen, kranke Tiere heilen und eine rote Schnur aus seinem Nabel spinnen, die er Todgeweihten um die Handgelenke bindet, um sie auf ihren Weg ins Jenseits vorzubereiten. Als Jugendlicher geht er beim Alten Tace in die Lehre, der in einer klösterlichen Gemeinschaft das Erzählen zelebriert. Während Tace selbst immer schweigt, formt sich sein Wissen doch durch die schreibenden Hände seiner Gesellen zu Worten. Diese auf Papier gebannten Geschichten sollen die Un‘Welt fernhalten. Tatsächlich geschieht es in dieser Zeit, dass Böses aus jener geisterhaften Sphäre in die Welt der Menschen eindringt und ihr Leben bedroht: Die Ankunft des Jahrmarkts der üblen Dünste markiert eine Bruchstelle im Leben des Taush. Die dämonischen Wesen in menschlicher Maskerade nehmen ihm seine Liebste und zwingen ihn zu einer gefahrvollen und Fallen-reichen Reise im Versuch, das Böse einzuholen und aus der menschlichen Welt zurückzudrängen.

„Ich glaube, die Kraft der fantastischen Literatur liegt (…) in der Infragestellung dessen, was jenseits unseres unmittelbaren Verstandes liegt“, sagte Flavius Ardelean in einem Interview mit dem homunculus verlag, der den Roman für die deutschen Leser veröffentlicht hat. So ist die Un‘Welt das unheilvolle Reich des Unbekannten, Unwägbaren, Ungreifbaren, das die Menschen ins Unglück stürzt. Sie durchdringt die gesamte Lebenswirklichkeit: „Er [Taush] hatte in diesem Augenblick begriffen, dass der ganze Wald und die Stadt und alles, was darin und dazwischen war, nichts anderes waren als Steine auf einem schmutzigen Spielbrett, die nach dem Willen des Unsichtbaren gesetzt waren“ (S.84. Ist dies also eine Metapher für die Konfrontation Taushs mit den Herausforderungen des Erwachsenenlebens, für seinen Zweifel am Glauben und an der Richtigkeit des eigenen Lebensentwurfs, eine Metapher für den Verlust des Vertrauens in die Gutartigkeit der Welt beim Verlassen der Kindheit, für das Ringen darum, seinen Platz in der Welt zu erobern?

Ein gemütlicher Spaziergang ist die Reise des Heiligen jedenfalls nicht. Grausame Morde, Verwesung, Blut, Gedärm und allerhand abstoßende Bilder dieser Art muss der Leser aushalten, wird aber auch belohnt von einem straffen Spannungsbogen, einer flotten fantasiereichen Erzählung, und kleinen sprachlichen Besonderheiten: den sprechenden Eigennamen, manchmal im rumänischen Kleid, aber mit deutschem Klang wie etwa Taushs Geburtsort Gaisterștat.

Das Spezielle an dem Buch als Ganzem ist seine ästhetische Gestaltung. Dem Roman sind zahlreiche Illustrationen in Schwarz-Weiß beigegeben, die seine gruselige Grundstimmung unterstreichen. Zittrige dünne Linien, kontrastiert von dominanten schwarzen Flächen, formen dämonische Fabelwesen und dürre Menschen, denen Gram in den Gesichtern steht. Man denkt an Krankheit, Folter, Verstümmelung, Tod und Verfaultes beim Betrachten dieser verstörenden Grafiken. Die rote Schnur des Heiligen Taush begegnet uns auf dem Vorsatzpapier als verschmiertes Knäuel, nicht unähnlich einer Blutspur, die schon auf die verwünschten Wege des Taush und des Pilgers vorausweist. Sie begegnet uns auch als Lesebändchen, verknüpft mit der Reise des Lesers selbst, der gemeinsam mit dem Heiligen von Seite zu Seite dem Bösen der Un‘Welt hinterherjagt.



Flavius Ardelean
Der Heilige mit der roten Schnur. Roman. *Aus dem Rumänischen von Eva Ruth Wemme, Homunculus Verlag, Erlangen 2020, 216 Seiten, 22,00 Euro.*

Als Friedhof-Tourist durch Europa

Die wunderbar zwanglose Gesellschaft fast vergessener Schriftsteller

Von Maria Muscan

Der Debütroman „In zwangloser Gesellschaft“ von Leonhard Hieronymi umfasst 21 Geschichten über mindestens ebenso viele Friedhofsbesuche in ganz Europa. In scheinbar zwangloser Anordnung werden die Etappen seiner Recherchereise dargeboten, die während der „zwei heißesten Jahre in Europa seit Beginn der Wetteraufzeichnungen“ stattfindet.

Kapitel um Kapitel verfängt sich der Leser in ein feines Netz „parapsychologischer Verbindungslinien zwischen Todesort und letzter Ruhestätte“, zwischen bekannten und weniger bekannten Schriftstellerbiografien, zwischen Lebens- und Todesweisheiten, zwischen humorvollen und eigenartigen Begebenheiten.

Den Grund für die sonderbare Friedhofsreise nennt der Autor schon am Anfang: Er möchte in das Totenreich hinabsteigen, um sich für einen unerklärlichen Lachanfall beim Besuch der Kallistus-Katakombe in Rom zu entschuldigen. Zu verstehen ist dies zugleich als ein Protest gegen das Vergessen und Verschwinden menschlichen Daseins. Der Autor bekennt, dass er „ein Buch über den unerreichbaren Luxus des Verschwindens“ habe schreiben wollen. Kann ein menschliches Wesen sich so einfach in Nichts auflösen? Totgeschwiegen zu werden verdiene niemand, also beschließt er durch Friedhofbesuche die Erinnerung wach zu halten.

Dem Leser werden nach und nach Fragen bezüglich der Gründe und Hintergründe der Reise beantwortet. Die Tour beginnt und endet in Rom, führt den Autor mal allein, mal in „zwangloser“ Gesellschaft nach Frankfurt am Main, Hamburg und München, über Oltenien und Konstanza/Constanța nach Wien, Prag und Mainz, wo er nur die Grabstätten vermeintlich vergessener Schriftstellerinnen und Schriftsteller sucht und manchmal sogar findet. Wie er aber selbst bezeugt, geht es ihm eigentlich nicht um die Verstorbenen und ihre Grabsteine, sondern um die Reise. „Oder darum, wie Erinnerung funktioniert“. Größere und weniger große Künstler werden vor der Verbannung aus dem kulturellen Gedächtnis bewahrt.

Packend und oft humorvoll werden Friedhöfe beschrieben, wird über Leben und Tod, über Friedhoftourismus – das Grab von Goethes Sohn August wird mit den Worten „To Goethes Filius“ ausgeschildert – über die Ausweglosigkeit des Menschendaseins und sogar über eine Friedhofästhetik philosophiert.

Zwanglos ist das Erzählen, sind die Geschichten rund um die besuchten Gräber fast vergessener Schriftsteller sowie auch über die Ruhestätten von Schriftstellern, die Hieronymi manchmal gar nicht findet, dafür aber ganz unerwartet auf andere stößt. Seine Suche führt ihn auch nach Rumänien, zunächst nach Cetate und Maglavit, wo er sich selbst in einem Schriftstellerhaus aufhält. Er bekommt Einblick in eine frühzeitlich-rurale Szene, die Aberglauben, aktuelle Politik und Zeitgeschichte in gleichem Maße vermischt. Zusammen mit seinem Begleiter sucht er das Grab von Petrache Lupu, des wohl „bekanntesten rumänischen Dichters, der niemals einer geworden war“. Auch hier entdeckt Hieronymi die Erstarrung im eigenen Leben, die Ausweglosigkeit, der nur durch ein Wunder zu entkommen sei.

Auch der Bukarester Friedhof Bellu gehört zu den Reisezielen des Autors, wo er die Gräber in Vergessenheit geratener Schriftsteller des Dadaismus sucht. Was er darüber hinaus noch findet, sind unzählige Wachposten und Aufseher in schwarzen Uniformen, die nichts tuend herumsitzen und aus Plastikbechern trinken. Ein akkurates Bild rumänischer Verhältnisse bietet sich dem Autor mittels eines 17-teiligen YouTube-Videos über die tagelange Trauerfeier und pompöse Bestattung eines sogenannten Roma-Prinzen.

Weiter fährt Hieronymi nach Konstanza, wo er das Grab des Exil-Poeten Ovid zu finden hofft, denn schließlich behauptete Katharina II. dieses Ende des 18. Jahrhunderts entdeckt zu haben. Was er aber in Konstanza findet, ist alles andere als eine gepflegte Ruhestätte eines großen Poeten. Konstanza ist vielmehr eine trostlose, graue, öde Stadt mit einer ungeheuerlich negativen Ausstrahlung, die ihn und seine Begleiter zutiefst verstören und sie nach einem nur zweistündigen Aufenthalt die Flucht aus der Stadt ergreifen lässt. Es scheint völlig ausgeschlossen, dass in diesem Scherbenhaufen irgendwo das Grab von Ovid hätte liegen können, noch unglaublicher, dass ein römischer Dichter vor zweitausend Jahren hier irgendetwas geschrieben haben könnte.

Von Konstanza geht die Reise zurück nach Bukarest und von dort wieder nach Westeuropa, das nichts weiter als ein „großer Friedhof war, voll mit verscharrten Dichtern“.

Im Roman geht es nicht um das Auffinden von Gräbern, sondern um deren Suche, um eine unermüdliche Reise und die Erfahrungen dabei, um die erstaunlichen Geschichten und Lebensweisheiten, und das bei einer genüsslichen, vitalisierenden Lektüre.

Leonhard Hieronymi
In zwangloser Gesellschaft. Roman. *Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2020, 237 Seiten, 24,00 Euro.*

Franz Heinz wendet sich in seinem Roman „Endzeit“ gegen das Visionäre

Lob der Bescheidenheit

Von Matthias Bauer

Anschaulichkeit ist, was Literatur und Malerei sowohl trennt als auch verbindet. Beide Künste streben sie an, gelangen aber zu jeweils eigenen, unvergleichlichen Formen. Doch in gewisser Weise sehen die Betrachter von Gemälden ebenso wie die Leser von Romanen über diese Formen hinweg. Erst die Moderne hat dieses Hinwegsehen in ein Problem verwandelt. Das macht es schwierig, wenn nicht gar unmöglich, naiv zu malen oder sentimentalisch zu erzählen.

In „Endzeit“ geht es um das Banat, um eine Welt, deren Beschwörung Heimweh verursachen könnte. Gegen diese Empfindung schreibt Heinz Franz an, ohne seine Herkunft, seine Vertrautheit mit dieser Landschaft und ihren Menschen zu verleugnen. „Endzeit“ kreist um ein Künstlerleben. Nicht um das einer fiktiven Figur, sondern um das einer historischen Person. „Endzeit“ ist ein auf Fakten gestütztes und dennoch höchst poetisches Werk.

Mit dem Maler Franz Ferch verbindet den 1929 in Perjamosch/Periam geborenen Autor mehr als nur die gemeinsame Heimat. Heinz kannte den Künstler, der 1900 in Rudolfsgnad/Knićanin zur Welt kam und 1981 in Freiburg im Breisgau starb. „Ich hatte ihn Jahrzehnte hindurch an der Marosch erlebt (…). Aber es war für mich, den um eine Generation Jüngeren, ein langer Weg zu seiner Bescheidenheit.“ So steht es in der 1988 von Heinz verfassten Broschüre „Franz Ferch und seine Banater Welt“.

In „Endzeit“ heißt der Maler nicht Ferch, sondern Lerch. Unverändert bleibt der Landschaftsbezug. Denn davon, wie das Banat Maler und Autor geprägt haben, handelt Heinz’ Roman. Es ist zweitrangig, ob Lerchs Blick eher dem des malenden oder dem des schreibenden Künstlers entspricht. Entscheidend ist der Ortssinn, der in diesem Roman nicht von der historischen Erfahrung, allen voran den Traumata des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, zu trennen ist.

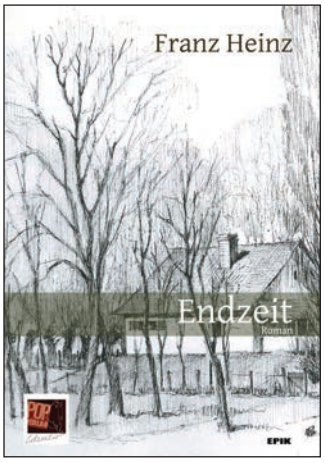
Zweimal muss Lerch an die Front. Heinz verdichtet die Kriegserfahrung anhand von Tagebuchnotizen: „Wir besetzen das Nichts“, schreibt der Maler über den Russlandfeldzug. Und wenn der Erzähler über den Heimkehrer sagt: „Er wünschte sich eine Zeit ohne Helden“, muss das auch eine Zeit ohne Visionen sein. Es waren nämlich die Visionen, die jeweils in die Katastrophe führten. Hermann Göring zum Beispiel soll der Maler mit einem ‚visionären‘ Gesichtsausdruck porträtieren. So wünscht, so verlangt es der fanatische Dr. Matrizer. Ein Fahrradunfall zur rechten Zeit enthebt den Künstler dieser verfänglichen Zumutung.

Im Rückblick wird klar, dass Lerch von Anfang an gegen Visionen und Helden angemalt hat. Nur hat das zunächst niemand gesehen. Der Pfarrer schätzt zwar die Kunst – aber nur, wenn sie der Kirche frommt. Wieder andere denken, dass die Kunst der kulturellen Selbstwahrnehmung der Deutschen zu dienen habe. Bekenntniskunst wäre das eine wie das andere. Lerch hat Besseres im Sinn. Er wendet sich gegen den „fatalen Drang, jeden Kuhdreck völkisch zu sortieren“.

Gegen die Zentrifuge der Geschichte setzt der Künstler, ohne Nabelschau zu betreiben, die Anziehungskräfte seiner Heimat. Er will lediglich der Mann an der Staffel sein, „für den der Himmel nicht weiter als das Kreisen der Störche reichte und die ganze Welt auf der Innenseite des Hoftores lag“. Das hindert ihn jedoch nicht, auch die moderne Welt in Bildern wie ‚Eishockey‘ oder ‚Beton‘ einzufangen und so dem Vorwurf zu entkommen, nur ein Dorfmaler zu sein.

Franz Ferchs („Lerch“) Kunst zeugt vom Wert des genauen Hinsehens und Betrachtens, des Blicks, der nicht über die Dinge und die Menschen hinweg ins Visionäre geht und damit, letztlich, ins Leere. Aus diesem Grund kann es auch keinen nostalgischen Blick zurück in eine Welt geben, die angeblich keine Katastrophen kannte.

Schon 1979, als Franz Heinz die Anthologie „Magisches Quadrat“ herausgab, in der die „Bekenntnisse zur Heimat in Deutschland“ enthalten sind, steuerte er zu dieser Sammlung eine Erzählung bei, in der er auf Distanz zu jeder Heimat-Verklärung ging. Heinz’ Sprache ist nüchtern, aber erfahrungsgesättigt. Sie weiß sich zu bescheiden, weil Heinz die Grenzen dessen kennt, was Worte erfassen können; „was von einem Menschen bleibt, ist nicht aussprechbar“, zumindest nicht in platten Aussagesätzen. Deswegen gibt es die Literatur, deswegen ist der Lerch-Roman keine Ferch-Biografie, und deswegen lohnt sich seine Lektüre unabhängig davon, ob man die Banater Welt aus eigener Anschauung kennt oder nur vermittelt durch einen so unaufgeregten, zugleich anschaulichen und anti-visionären Erzähler wie Franz Heinz.



Franz Heinz
Endzeit. Roman. *Pop-Verlag, Ludwigsburg 2020, 264 Seiten, 19,50 Euro.*

Yvonne Herganes erster Roman „Die Chamäleondamen“

Familiengeschichte über vier Generationen mit Müttern und Töchtern

Von Markus Fischer

Männer kommen im Romandebüt von Yvonne Hergane schlecht weg. Als betrügerische Ehepartner, prügelnde Gatten und vor Verantwortung fliehende oder überhaupt abwesende Familienväter sind sie nur Nebenfiguren in diesem Generationenroman, der einen Zeitraum von über 120 Jahren, vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in unsere Tage, umspannt und in dem die Familiengeschichte von vier Müttern erzählt wird, die zunächst im Banater Bergland und dann, nach der Auswanderung, in der Bundesrepublik Deutschland ihre Frau stehen müssen.

Yvonne Herganes Romanerstling ist in vier Dutzend Kapitel von zwei bis maximal neun Seiten Umfang gegliedert. Jede der Kapitelüberschriften dieses zweihunderundvierzigseitigen Romans besteht aus zwei einsilbigen Wörtern – dem Pronomen „es“ als Subjekt in einem unpersönlichen Ausdruck sowie einem Verb in der dritten Person Singular: „Es zieht“, „Es schlüpft“, „Es sticht“, „Es quält“ usw. –, denen dann jeweils Orts- und Zeitangaben folgen, z. B. „Reschitza, Frühling 1919“, „Temeswar, Sommer 1959“, „Augsburg, Frühling 1986“, „Hamburg, Sommer 2012“, „Bukarest, Frühjahr 2019“.

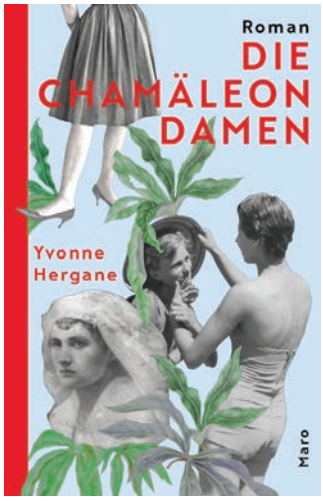
Da die einzelnen Romankapitel keiner kontinuierlichen Chronologie folgen, ist der auf S. 9 wiedergegebene Stammbaum der Familie für das Verständnis des Romans äußerst hilfreich. Er setzt ein mit der Ururgroßmutter Edith, die in der Hochzeitsnacht ihren Gatten Toni verlässt, um mit dem Nachbarn Viktor die Urgroßmutter Marita zu zeugen, setzt sich fort mit der Großmutter Ellie und endet mit der Mutter Hanne, der eigentlichen Hauptfigur des Romans und dem autobiographischen Alter Ego der Verfasserin. Hanne ist auch die einzige der vier Mütter, die keine Tochter zum einzigen Kind hat, sondern einen Sohn, Luis mit Namen, Ediths Ururenkel, der wegen seiner langen Haare gleichwohl als „hübsche Tochter“ (S. 51) apostrophiert wird und sich so durchaus ins matriarchalische Schema einfügt.

Herganes Roman besticht, neben den inhaltlichen Schilderungen der verschiedenen Frauenleben in Rumänien und des Aussiedlerdaseins in Deutschland, in erster Linie durch seine Sprache. In das Hochdeutsch des Romans sind dialektale Elemente, rumänische Sprachfetzen, fantastische Bildungen („stehlöffeln“), Neologismen („deutschleise“), Elemente der Kinder- und der Umgangssprache eingeschmolzen, die den Leseprozess sehr abwechslungsreich gestalten und mitunter zu einem Abenteuer machen.

Die Protagonistin Hanne wird nicht erst in der deutschen Schule in Augsburg, wo sie als „die Neue, die Andersrumige“ (S. 153) gilt, sondern bereits in der deutschen Schule in Reschitza/Reşiţa mit dem Problem der deutschen Sprache konfrontiert. Hannes Mutter Ellie entschuldigt sich noch vor Schulbeginn bei der aus Siebenbürgen stammenden Grundschullehrerin mit dem sprechenden Namen Ziemer dafür, dass Hanne „kein Hochdeutsch spricht, nur Banater Berglanddeutschenpansch mit österreichischem Mehlspeisboden und rumänischen Kirschen obendrauf.“ (S. 70)

Hanne erhält in der ersten Klasse nicht die Bestnote 10, weil ihr das deutsche Wort „Kuh“ nicht einfällt. Auf die Frage ihrer Mutter, warum sie denn nicht „Kuh“ gesagt hat, bricht sie in Tränen aus: „weil ich dachte, das sagt man nur auf Banater Bäurisch. Kuh, wie vulgär klingt das denn, wie blöde Kuh, das kann man auf Herrisch-Hochdeutsch doch bestimmt nicht sagen!“ (S. 71). In Deutschland nimmt Hanne dann als „Tarnfarbe“ (S. 72) das bayrische Schwäbisch an und „schämt sich wegen ihrer Mutter, weil die Seabus statt Pfiati sagt und Leckwar statt Marmelade“ (S. 72).

Das Leitmotiv des Romans, das Chamäleon, ist nicht nur Symbol der Adaptationsfähigkeit der weiblichen Romangestalten an ihre neue Umwelt – „Chamäleons sind wir, wir passen uns überall an und kommen durch“ (S. 110) –, sondern auch Element der Romanhandlung: Die kleine Hanne wünscht sich als Stofftier ein Chamäleon, auf Ellies Nachttisch im Krankenhaus und später an ihrem Sterbebett steht ein Porzellanchamäleon, das der Familie auch nach der Ausreise als Talisman und Glücksbringer erhalten bleibt. Und schließlich ist es das Sprachvermögen Hannes selbst, „ihr inwendiges Sprachchamäleon“ (S.153), das ihr dabei hilft, das Leben als Mutter, als betrogene und verlassene Ehefrau zu bewältigen, wenn nicht als Kameliendame, so doch gewiss als Chamäleondame.



Yvonne Hergane
Die Chamäleondamen. Roman.
Maro-Verlag, Augsburg 2020, 240 Seiten, 20 Euro.

Daniel Mellems Debütroman

Eine filmisch erzählte Wissenschaftlerbiografie

Von Maria Irod

In einem kurzen Nachwort erklärt der junge Autor die Herausforderung, mit der er in seiner doppelten Eigenschaft als Physiker und Schriftsteller beim Verfassen seines Debütromans zu kämpfen hatte: „Ein Physiker sehnt sich nach einfachen und widerspruchsfreien Theorien. Das unterscheidet ihn vom Schriftsteller. Die Literatur beginnt mit den Widersprüchen.“ Ähnliche Schwierigkeiten sind mit dem Genre der Romanbiografie verbunden, wie man an Daniel Mellems „Die Erfindung des Countdowns“ erkennen kann. In dem Buch, in dem Fakten und Fiktion ineinandergreifen, werden die Lücken, die keine Dokumentation schließen kann, durch die Fantasie kompensiert.

Ausgehend von historischen und biografischen Fakten imaginiert Mellem die Lebensgeschichte des siebenbürgisch-sächsischen Raketenpioniers und Wegbereiters der Weltraumfahrt Hermann Oberth, indem er den roten Faden eines ereignisreichen, der Wissenschaft gewidmeten Lebens rekonstruiert und dabei das Widersprüchliche und Fragwürdige nicht ausspart.

In elf Kapiteln, die rückwärts zählend von zehn bis null nummeriert sind, folgt der Gang der äußeren Handlung der Verwirklichung einer wissenschaftlichen Vision. Es beginnt mit den Tagträumen eines Jugendlichen aus Schäßburg/Sighişoara, der Jules Verne liest, bis zu deren Umsetzung durch die erste bemannte Raumfahrtmission mit Mondlandung. Die Geschichte beginnt am Ufer der Kokel, wo der fünfjährige Protagonist der tödlichen Begegnung mit einem Büffel, den er aus purer Neugier reizt, knapp entgeht und endet 70 Jahre später in Cape Canaveral, wo der als Initiator der Raumfahrtforschung gefeierte Hermann Oberth dem Startvorgang der Apollo-11-Rakete beiwohnt.

Der Autor schafft es, eine Vielfalt von Geschichten und Gestalten spannend im Netz eines Romans zu verknüpfen und ein einprägsames Porträt des Protagonisten in einer schlüssig geordneten Erzählung zu zeichnen. Oberths Werdegang wird streng chronologisch erzählt und seine wichtigsten Lebensstationen den Lesern nüchtern-realistisch vor Augen geführt. Genau beleuchtet wird das die Entwicklung der Helden der Geschichte, so dass ein lebendiges Bild des Menschen Hermann Oberth entsteht. Das Trauma des Ersten Weltkrieges und der Verlust des jüngeren Bruders werden psychologisch glaubwürdig als Gründe für den angehenden Physiker dargestellt, seine Weltraumforschungen fortzusetzen und eine Rakete zu entwickeln, die „Frontlinien, Schützengräben und Schlachtfelder überflüssig machen“ könnte. Dass der fortschrittsgläubige Forscher trotz seiner ursprünglich pazifistischen Motivation sich später von den Nazis instrumentalisieren lässt und bei der Konstruktion der V2-Rakete mitmacht, gehört zu den Widersprüchen dieser Wissenschaftlerbiografie. Sein erfolgloses Bemühen, im Deutschland der 1920er-Jahre mit seiner Pionierarbeit „Die Rakete zu den Planetenräumen“ zu promovieren und die Tatsache, dass er oft als Ausländer und „Balkanbewohner“ wahrgenommen wird, sind narzisstische Kränkungen, die Oberths deutschnationale Gesinnung stärken. Dass dem Theoretiker der Weltraumfahrt, der sich streng von jeglicher Esoterik distanziert, Anerkennung erst durch populärwissenschaftliche Veranstaltungen und die Zusammenarbeit mit dem berühmten Regisseur Fritz Lang zuteilwird, kann als Ironie des Schicksals gedeutet werden genauso wie sein spätes Interesse an Parapsychologie und UFOs. Trotz seiner Irrwege bleibt der Protagonist durchaus der Sympathieträger des Romans, was zum großen Teil auf den persönlich geprägten Erzählstil zurückzuführen ist. Auch wenn wir dadurch nur in Oberths Gefühle und Gedanken Einblick bekommen, bleiben andere Gestalten dank der feinen Charakterzeichnungen nicht bloß schemenhaft. Der Hauptfigur, die dem etwas klischeehaften Bild des grüblerischen und lebensuntüchtigen Genies entspricht, das zwar ein liebevoller Vater ist, aber die Familie seinen Erkenntnisinteressen nachordnet, wird die bodenständige und lebenskluge Ehefrau Tilla gegenübergestellt, die nach dem Krieg unter anderem das Abdriften ihres Mannes in den Rechtsradikalismus zu verhindern versucht. Wernher von Braun, ein anderer renommierter und umstrittener Wissenschaftler, kommt im Roman als charismatischer Opportunist rüber, der seinem Mentor Hermann Oberth doch eine beständige Loyalität entgegenbringt. Oberths Verstrickungen in den Nationalsozialismus werden zwar thematisiert, jedoch ohne dem Gesamteindruck des kauzigen und politisch naiven Wissenschaftlers Abbruch zu tun.

Trotz der kleinen Schwächen – manche Dialoge und Formulierungen wirken eher konventionell – ist Daniel Mellems Roman ein lesenswertes und spannendes Buch, das sich gut auch als Vorlage für einen biografischen Film eignen würde.

Daniel Mellem
Die Erfindung des Countdowns. Roman. *dtv, München 2020, 288 Seiten, 23,00 Euro.*

Frieder Schullers Stücke über das Nachleben Siebenbürgens (und der Diktatur)

Der Dichter und die Vergangenheit

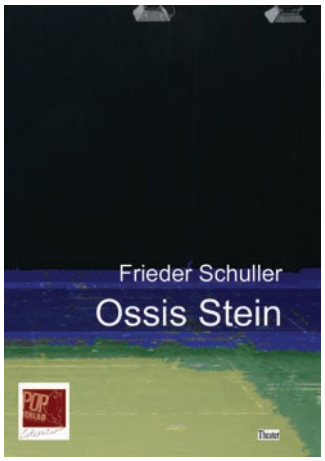
Von Markus Bauer

Der 1942 im siebenbürgischen Katzbach/Cața geborene Autor, Filmemacher und Dichter Frieder Schuller hat im Laufe der Jahre eine Reihe von Filmen, Theaterstücken, Gedichtbänden produziert. Aufmerksamkeit erregte Schuller, als er nach der Bekanntgabe der Securitate-Mitarbeit des siebenbürgischen Ausnahmelyrikers Oskar Pastior ein Stück zu diesem Thema vorlegte, das jetzt zusammen mit einem weiteren Drama im Pop-Verlag publiziert wurde.

Dem Abdruck merkt man noch die Einbettung in die damaligen Wogen der Diskussionen an, wenn Schuller einen kurzen Text voranstellt, in dem er auf die besondere Situation von Pastior hinweist und festhält: „Wer wagt es, einen Menschen in Grenzsituationen zu verurteilen, wenn es von einem selbst nie verlangt wurde, diese Grenzsituationen zu durchleben.“ Mit Camus gibt Schuller zu bedenken: „Seine Grundsätze sollte man für die wenigen Augenblicke in seinem Leben aufsparen, in denen es auf Grundsätze ankommt. Für das meiste genügt ein wenig Barmherzigkeit.“ So eindeutig und klar diese Sätze wirken mögen, werfen sie doch eine Menge Fragen auf. Und das Stück „Ossis Stein“ lässt erahnen, wie sehr diese Fragen sich in das Leben der Siebenbürger Sachsen und anderen deutschen Minderheiten in Rumänien während der kommunistischen Diktatur eingruben.

Es ist eine abstrakt-symbolische bittere „Komödie“, dieser „rumänische Volkstanz mit wechselnden Paaren“, der von fünf *dramatis personae* bestritten wird, wobei zwei davon als Allegorie auftreten und als „politischer Witz“ und „Flittchen Poesie“ definiert werden. Die anderen Personen sind Ossi, der Sekurist Dan und der Mitläufer Paul. In 34 Kurzszenen und einer mioritischen (der rumänischen Landschaft nachempfundenen) Ouverture wird eine Erinnerungsszenerie entworfen, die anlässlich seines Todes auf Pastiors Leben zurückblickt. Dabei durchlaufen die Figuren slapstick-artig und wortspielerisch in freier Versform die öffentlich thematisierten Aspekte der Existenz Pastiors in Rumänien – von der Deportation in die Sowjetunion über die verbotene Homosexualität, seine Anpassung an die literarischen Vorgaben des Proletkults bis hin zur erpressten Bereitschaftserklärung zur Zusammenarbeit mit der Securitate. Die Wortspiele verraten den (mindestens) Doppelsinn aller Semantik in der Diktatur, der Slapstick zeigt die Realität als verkehrte Welt, als Satyrspiel auf eine funktionierende Gesellschaft und auf reale menschliche Beziehungen. Es sind sarkastische und bittere Anspielungen an die Mangelwirtschaft, die Diktatur, die zunehmende Zerstörung der Kultur der Siebenbürger Sachsen. Eine der Szenen behandelt das Erdbeben von 1977 als den Trott der Diktatur unterbrechendes Ereignis, das für kurze Zeit Ossi erlaubt, seine wahre Gesinnung zu zeigen. „Ein Erdbeben! Endlich geschieht etwas. (…) Vielleicht ist der Generalsekretär in Bukarest oder Moskau draufgegangen. Gebt doch zu, etwas Unkontrollierbares tanzt aus der Reihe.“ Dieser Anfall von Ehrlichkeit wird aber schnell wieder eingefangen und es breitet sich das Grau in Grau aus, in der Ossi als Schriftsteller generell für die von der Securitate rigoros beschnittenen Fluchtwege aus dem wachsenden Desaster steht. Einzig die politischen Witze repräsentieren da noch das unverfälschte, aber verborgene Denken der Bevölkerung. Zugleich liegt über dem Stück die elegische Atmosphäre einer Erinnerung an ein Siebenbürgen, das viele nicht mehr erlebt hatten.

Dies trifft besonders auf das andere in dem Band publizierte Stück „Tanz mit der Stille. Eine siebenbürgische Bühnenerinnerung“ zu, in dem eine gealterte Schauspielerin und ihr als Manager fungierender Lebenspartner verzweifelt versuchen, in München als Ausgereiste Anschluss an den ihnen unbekannten „Markt“ des bundesdeutschen Kulturbetriebs zu erhalten. Dabei sehen beide deutlich die Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens. Es bleiben ihnen nur die Erinnerungen an ein Leben unter der Diktatur und die besondere Situation der Siebenbürger darin. So bestimmen Rückblicke die Geschäftigkeit des Impresarios, der sich wieder ganz in seinem Element fühlt, als die junge Tochter eines aus Siebenbürgen ausgewanderten Fleischers die beiden einlädt, auf einer Sommerparty aufzutreten. Die Schauspielerin will aber nicht mehr auf diese vermeintliche Chance eingehen. Beide Stücke reflektieren treffend eine post-exotische Mentalität (nicht nur) der Siebenbürger Sachsen.



Frieder Schuller
Ossis Stein. Zwei Theaterstücke. *Pop Verlag, Ludwigsburg 2020, 175 Seiten, 16,50 Euro.*

Erinnerungsspiel durch die Zeiten

„Preußischblau verschluckt Himmelblau“

Von Cosmin Dragoste

„Januargrau, marmorierte Felder. Ein Pferdewagen hängt im Graben. Der Kutscher regungslos, eine Kippe im Mundwinkel. Soll doch der Gaul den Karren aus dem Dreck ziehen! Mit der letzten Ladung Geschenke, *Tschoko*-Weihnachtsmänner, fahren wir ins Blaue durch kahle Dörfer. Wen wir beschenken wissen wir nicht. Passagiere der Landstraße. Morgen kehren wir zurück nach Hessen.“ (S.145) Zwischen Rumänien und Deutschland pendelt der ganze Debütroman der Lyrikerin Sigrid Katharina Eismann, geboren 1965 in Temeswar/ Timişoara. Seit 1981 lebt die Autorin mit der Familie in der Bundesrepublik.

Das „Paprikaraumschiff“ bewegt sich ständig zwischen Erinnerungen aus dem kommunistischen Rumänien der siebziger Jahre und einer gemischten deutsch-rumänischen Gegenwart. Der Roman ist kein konventioneller, die fragmentierte Chronologie des Buches entspricht den Funktionen der Erinnerungen, die von ganz verschiedenen Dingen aktiviert werden können; eine Farbe, Gerüche, Kuchen, Menschen, Straßen usw. lösen diesen Strom der Erzählungen aus. Es scheint, dass es keinen direkten Zusammenhang zwischen den einzelnen Episoden gibt, doch die Schriftstellerin arbeitet sehr fein auf einer subtilen narrativen Ebene, wo alles verbunden ist.

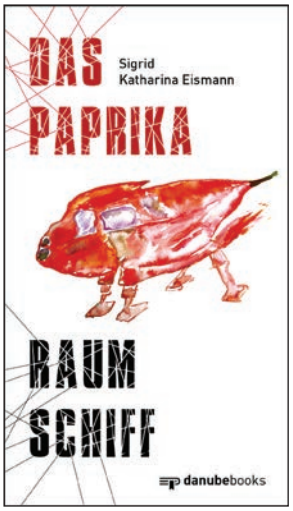
Über das Banat und insbesondere über das Temeswar der Ceauşescu-Diktatur zu schreiben, ist ein gewagtes Unterfangen, da die Literatur schon sehr berühmte Beispiele kennt: Herta Müller, Cătălin Dorian Florescu, Balthasar Waitz, Richard Wagner oder Roland Kirsch. Eismann riskiert sehr viel mit diesem Roman, denn die Vergleiche mit den erwähnten Autoren (und mit anderen) sind unvermeidlich. „Das Paprikaraumschiff“ kann diese Vergleiche gut überstehen, weil es natürlich Gemeinsamkeiten mit Werken hat, die die gleiche Zeit beschreiben, aber auch eigene Stärke, die dem Buch einen originellen und besonderen Zug verleihen.

Überall im Roman spürt man die raffinierte Sprache der Lyrikerin. Wie bei Herta Müller schadet die Poesie der Sprache der Prosa überhaupt nicht. Im Gegenteil: sie verstärkt die Auswirkung der erzählten Episoden, so dass der Leser einfühlsamer und offener den Ereignissen gegenüber wird. Ebenso wie bei Müller und Florescu wird die Kinderperspektive für das Erzählen der in Rumänien verbrachten Zeit verwendet. Die Froschperspektive wird von Eismann meisterhaft benutzt, genauso wie die oben genannten Schriftsteller. Die Sehensweise des Kindes erweitert die Darstellung des Greuels der Diktatur, die nicht direkt anklagend vorgestellt werden. Aber im Hintergrund werden sie umso klarer sichtbar.

Die Zeit im Banat vergeht langsam, da man wie sehr viele Banater Schwaben auf den erlösenden Pass wartet. Die Wochen, die Monate und die Jahre dehnen sich aus oder verkürzen sich je nach den hoffnungsvollen oder enttäuschenden Neuigkeiten über die Emigration. Der Pass scheint eine nie erreichbare Zeitgrenze zu markieren, so wie das westliche Paradies eine unerreichbare Welt ist. Das rumänische Banat ist im Roman die nie ganz verlorene Heimat; Deutschland hingegen die nie ganz angeeignete Heimat. „Angekommen wie nicht da“, wie Herta Müller diesen Zustand ausgedrückt hat.

Es geht natürlich auch um Identität in diesem kühnen Buch, um die Angst, sie in den zwei Ländern nicht zu verlieren. Der Westen ist nicht nur das vorgestellte Paradies, während das Banat nicht nur eine höllische Welt ist. Die Autorin entscheidet sich, die Unzulänglichkeiten und die schönen Seiten der beiden Welten darzustellen, was dem Roman Glaubwürdigkeit verleiht. Das Buch wirkt, als verzichte die Autorin auf eine Auswahl der zahlreichen Erinnerungen, die sie den Lesern präsentiert. So bleiben ihre Erinnerungen reizvoll und unvergesslich!

Die Schilderung der beiden Welten mit ihren Menschen, den unterschiedlichen politischen, sozialen, wirtschaftlichen Systemen, mit ihren Orten und Erwartungen, mit ihren hellen und dunklen Seiten folgt anscheinend keiner erzählerischen Logik. Doch es bleibt ein Puzzle, bei dem absichtlich viele leere Plätze entstehen, die von den Lesern mit ihren eigenen Erinnerungen, Meinungen, Vorstellungen ergänzt werden können. Diese scheinbar losen Teile folgen einer inneren, gut komponierten Logik. Ein schonungsloses raffiniertes Panorama eines Pendels zwischen Kulturräumen und Zeiten, das von einer wunderbaren Sprachkunst getragen wird.



Sigrid Katharina Eismann
Das Paprikaraumschiff. Roman. *Danube books, Ulm 2020, 160 Seiten, 18,50 Euro.*

Ein Schriftsteller rückt die Kinder von Arbeitsmigranten in den Fokus

„… das Kind braucht keine Sandalen, das Kind braucht Sie!“

Von Ingeborg Szöllösi

In der Nach-Corona-Ära wird wohl einiges aufgearbeitet und analysiert werden müssen – zum Beispiel die sozioökonomischen Implikationen der Krise. Bereits zu Beginn der Corona-Pandemie, im Frühjahr 2020, machte der Verband der Obst- und Gemüsebauern mit dem Notruf auf sich aufmerksam, die Ernte sei gefährdet, es seien nicht genug Spargelstecher aus dem östlichen Europa im Einsatz. Zwar waren einige Studenten eingesprungen, haben den Job aber nach ein, zwei Tagen aufgegeben. Zu hart, und dafür zu schlecht bezahlt! Als die Politik grünes Licht gab und osteuropäische Erntehelfer nach Deutschland eingeflogen wurden, sprach man gar von der „Spargelstecher-Luftbrücke“. Wer kümmerte sich da noch um die Einhaltung der Corona-Schutzmaßnahmen? – Auf den Spargel will keiner verzichten. Auf das „täglich Fleisch“ auch nicht. In der Fleischindustrie sieht es ähnlich aus: Ohne Arbeitskräfte aus dem Osten kommt kein Schlachthof mehr aus.

Aus Rumänien kommen mehr als zwei Millionen Arbeitskräfte. Jeder Zehnte Rumäne verbindet mit einem Jobangebot im westlichen Ausland eine bessere Zukunft. Ein Aderlass für die rumänische Wirtschaft, hoffentlich auch ein Memento für die Regierenden und ein Ansporn, den Arbeitsmarkt so zu reformieren, dass junge Menschen nicht mehr wegen x-beliebiger ausländischer Jobs ihre Heimat verlassen. Die meisten, die im Billiglohnsektor arbeiten, können sich nur durch die Arbeitsmigration über Wasser halten und ihrer Familie ein Existenzminimum sichern. Eine bittere Tatsache, die der in Arad geborene Schriftsteller Zoltán Böszörményi in seinem Roman „Immer wenn ich meine Augen schließe“ thematisiert. Aus der Perspektive eines elfjährigen Mädchens beschreibt er die existentielle Not, in der sich viele Menschen befinden und aus der ein unbeschreibliches psychisches Leiden erwächst.

„Ich halte Mamis Hand. Wir stehen nebeneinander an der Bushaltestelle. Ich blicke hinüber zu den Bäumen im Park und denke, wie gut sie es doch haben. Sie müssen nirgendwohin gehen. Ich aber muss mich schon wieder von Mami trennen.“ – Das Mädchen einer alleinerziehenden Mutter, die sich in Italien als Prostituierte verdingt, bleibt mal bei seiner Großmutter, mal bei einer Bekannten zurück. Erstere ist von einer Lieblosigkeit und Eiseskälte von Dickens’schem Ausmaß. Außer Schimpftiraden auf Gott und die Welt bekommt man von ihr nichts zu hören. Weder für ihre Tochter noch für ihr Enkelkind hat sie ein gutes Wort übrig. Die Zeilen tun beim Lesen weh. Letztere, die Bekannte der Mutter, hat es selber nicht leicht – mit ihren zwei Kindern, einem Ehemann, der Alkoholiker ist, und ihrer dürftig eingerichteten Behausung. Das Mädchen beißt zwar die Zähne zusammen und möchte tapfer sein, doch mangelt es ihr an allem, was Kinder brauchen: Liebe, Empathie, Fürsorge, Verständnis, Unterstützung. Die Mutter verspricht – wenn sie mal wieder kurz auftaucht –, dass sie ihrer Tochter alles kauft, was sich diese wünscht, dass sie irgendwann ein besseres Leben haben werden… Doch was soll ein Kind mit Auskünften über eine ferne Zukunft anfangen? Es kann sich lediglich fragen: „Warum begreift sie [Mami] nicht, wie schlecht es für mich ohne sie ist?“ – Dem Kind fehlt seine Mutter so sehr, dass seine Gedanken nur noch um diese Leerstelle kreisen. Schließlich verzehrt es sich dermaßen, dass es nicht mehr auf den eigenen Beinen stehen kann. Nicht dass es jede Nahrung verweigert, nein, es kann nicht mehr essen. Die Magersucht, die die Ärzte diagnostizieren, ist Sehnsucht und kein Protest.

Zoltán Böszörményis Buch verweist auf ein Phänomen, das in der Debatte um ausländische Arbeitskräfte auch hierzulande viel zu kurz kommt: die Folgen, die die Arbeitsmigration von Ost nach West für die Kleinsten der Gesellschaft hat, für jene, die sich nicht wehren können, die den Erwachsenen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind und ein Schicksal erleiden, das menschenunwürdig ist.

Zoltán Böszörményi
Immer wenn ich meine Augen schließe. Roman. *Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2020, 120 Seiten, 16,00 Euro.*

Eine neue Übersetzung von Olivia Mannings Roman „The Great Fortune“

Schauplatz Bukarest

Von Katharina Biegger

Eine junge Engländerin kommt im September 1939 – eben ist der Zweite Weltkrieg ausgebrochen – nach Bukarest; sie begleitet ihren Mann, den sie vor Kurzem geheiratet hat und der als Englischdozent des *British Council* an der Bukarester Universität lehrt. Hier in Rumänien wird Harriet überwältigt von all dem Neuen, das auf sie einstürzt: der „Orient“ mit all seiner sinnlichen Zudringlichkeit, mit allgegenwärtiger Armut und Bettelei ebenso wie mit dem abstoßend überbordenden Luxus der Oberschicht. Sie lernt die britische *expat community* kennen, versucht die weltpolitische Lage in den Spiegelungen der rumänischen Gegenwart zu verstehen. Auch zu ihrem Mann Guy und der eigenen Ehe muss Harriet, mit deren Augen die Leser die Geschehnisse weitgehend wahrnehmen, ihre Haltung erst noch finden. Eine Nebenlinie der Geschichte, mit derjenigen des Ehepaars verflochten, verfolgt den Weg des heruntergekommenen weißrussisch-irischen „Prinzen“ Jakimov, einer exzentrischen Figur, die sich schnorrend überall durchmanövriert und dem Roman einen Hauch von Satire verleiht.

Harriet, eine klare, kluge Beobachterin, lernt schnell und registriert die Veränderungen der Machtverhältnisse und des Beziehungsgeflechts: Nazi-Deutschland ist auf dem Vormarsch, die Alliierten weichen zurück, der Stern der Engländer sinkt. Auf den Straßen Bukarests marschieren faschistische Garden auf; am Sammelpunkt der Schickeria, dem Hotel Athénée Palace, übernehmen „die Deutschen“ die Lufthoheit. In dieser zunehmend bedrohlichen Szenerie hält Guy unerschütterlich an seiner Aufgabe fest und organisiert die Aufführung eines Shakespeare-Dramas: eine letzte öffentliche Manifestation englischer Kultur – an dem Tag, da Paris fällt. Mit diesem 6. Juni 1940 endet der hier besprochene Band.

Geschickt verwebt Olivia Manning das Private und das Politische, das Einzelschicksal mit dem Kriegsgeschehen; ihre Schilderung vermittelt packend die hysterisch schwankende Stimmung in dem anfangs noch neutralen Rumänien, die fieberhafte, von Gerüchten und Phantasien aufgeheizte Atmosphäre. Mannings Darstellung trifft sich hier mit den Berichten von Rosie Gräfin Waldeck (siehe die Besprechung von Gerhard Köpernik, DRH 2/2018), die etwa zur gleichen Zeit als Korrespondentin für „Newsweek“ in Bukarest weilte. Auch die Britin Manning konnte sich auf eigene Erlebnisse stützen, da sie, wie ihre Heldin Harriet, 1939 ihrem Mann (Englischdozent!) in die rumänische Hauptstadt gefolgt war und einige Monate dort verblieb, bevor der Krieg sie nach Athen und weiter in den Nahen Osten trieb. Die literarische Darstellung dieser Periode veröffentlichte sie Jahre später in insgesamt sechs Bänden („The Balkan Trilogy“ und „The Levant Trilogy“, 1960 ff.).

Eine rumänische Übersetzung der Romane, in denen Bukarest als Handlungsort eine wesentliche Rolle spielt, konnte erst in den 1990er-Jahren erscheinen. Einige Leser nahmen Anstoß an der Darstellung Rumäniens, seiner Hauptstadt und seiner Gesellschaft – ein barbarisches Land am Rande Europas –, insgesamt stieß der Roman aber auf lebhaftes Interesse; vor wenigen Jahren wurde er nochmals neu aufgelegt.

Der Titel des englischen Originals „The Great Fortune“ ist vieldeutig – in der vorliegenden neuen deutschen Übersetzung hat man sich auf den „größten Reichtum“ geeinigt; es könnte auch „Schicksal“ sein oder „Glück“. Am Ende des Romans wird darauf angespielt: Rumänien, so heißt es da, habe sich als zu dumm und zu schwach erwiesen, seinen großen Reichtum (beispielsweise seinen bedeutenden Territorialgewinn aus dem Ersten Weltkrieg) zu bewahren – worauf Harriet erwidert, es gelte das Leben zu erhalten, dies sei der größte Reichtum.

Die Handlung ist dramatisch konstruiert, die Erzählweise zügig, farbig, filmgemäß (nicht erstaunlich, dass das Buch, zusammen mit den Folgebänden von Mannings „Balkan Trilogy“, in den 1980er-Jahren verfilmt wurde). Immer wieder sind Passagen mit knappen, anschaulichen Schilderungen von randständigen Szenen, von Umgebungsdetails oder atmosphärischen Stimmungen eingeflochten. Die Übersetzung von Silke Jellinghaus setzt hier besondere Glanzpunkte; sie zeichnet sich überhaupt durch eine reiche, gepflegte – aber keineswegs altmodische – Sprache aus. Das deutschsprachige Lesepublikum kann sich auf zwei weitere Bände der Trilogie freuen.

Olivia Manning
Der größte Reichtum. Roman.
Aus dem Englischen von Silke Jellinghaus, Rowohlt Verlag, Hamburg 2020, 464 Seiten, 24,00 Euro.

Der Roman „Im Licht der Freiheit“ von Roxanne Veletzos

Geliebt und verlassen

Von Sabina De Carlo

Wie oft geschieht es im Leben, dass man die, die man am meisten liebt verlassen muss, um zu überleben? In diesem scheinbaren Widerspruch liegt die immergleiche Erkenntnis, dass das Leben den Tod und die Liebe ihren Verlust von Beginn an in sich tragen.

Die Geschichte von Natalia in Roxanne Veletzos Erstlingswerk beginnt im Winter 1941 auf den Treppen vor einem Haus in Bukarest, auf denen ihre Eltern sie als Vierjährige nachts auf der Flucht zurückgelassen haben. Neunzehn Jahre später werden sie sich in New York wiedersehen. Dazwischen liegt eine in die Geschichte von Krieg und gesellschaftlichen Umbrüchen verwobene Suche einer Heranwachsenden nach den verborgenen Erinnerungen ihrer frühen Kindheit. Rettend ist die Musik, Natalia findet die Sprache wieder, als sie vor einem Klavier in ihrem neuen zu Hause sitzt und wird viel später in New York ihr Geld mit Auftritten in Jazzlokalen verdienen. Alle zentralen Figuren der Geschichte verlieren jemanden durch Flucht, Krankheit oder Mord, niemand bleibt verschont. Dominierend ist aber das Motiv, sich von einem geliebten Menschen zu lösen, um des Lebens und der Freiheit willen. Folgerichtig, wenn auch etwas pathetisch, heißt der Roman in der deutschen Übersetzung „Im Licht der Freiheit“. Im amerikanischen Original „The Girl They Left Behind“ ist dagegen die Anfangsszene titelgebend.

Die Autorin erzählt in drei größeren Abschnitten die Geschichte ihrer eigenen Familie. Ihre Mutter ist Natalia, die als Kind von Anton und Despina adoptiert wurde. Damit wird die Geschichte von Pogrom, Krieg und der radikalen gesellschaftlichen Umkehrung der Machtverhältnisse im Bukarest der Nachkriegszeit zusätzlich authentifiziert und in den abschließenden Anmerkungen von der Autorin mit Familienfotos untermauert sowie als semifiktional eingeordnet. Dennoch wird nicht klar, welche Geschichte die Autorin eigentlich erzählen möchte. Von einem Paar, das den eigenen Traum von Familie und Wohlstand so lange aufrechterhält, bis es fast daran zugrunde geht? Vom Schicksal eines jungen Mädchens, das mehr als einmal gerettet wird? Von einer Liebesgeschichte, die es nicht geben kann? Mit den drei Teilen „Anton und Despina“, „Natalia“ und „Victor“ ist es von allem etwas und in jedem zu wenig.

Die Geschehnisse dieser Zeit und das Handeln der Menschen zu begreifen oder begreifbar zu machen, scheint nicht das Ziel zu sein. Die Geschichte beschränkt sich auf einige wenige Hauptfiguren und dennoch werden die Charaktere nicht tief gezeichnet, bleiben skizzenhaft. Die Menschen sind sich gegenseitig ein Rätsel, wagen nicht zu fragen oder verweigern Antworten, viel wird angedeutet, wenig weiterverfolgt. Verpackt in die kindliche Perspektive und das Narrativ von Bedrohung und Verrat, gibt es viel Schwarz und Weiß und wenig Grautöne. Menschen sind entweder verzweifelt über den Verlust ihrer bürgerlichen Existenz und kämpfen tapfer und hart arbeitend um ihre Würde und ein menschenwürdiges Überleben wie Anton und Despina. Oder sie sind als einfache Leute Emporkömmlinge der neuen Ordnung und entweder voller Hohn und Bosheit in einer grauen und zunehmend heruntergekommenen Welt oder verzweifelt über die wenig idealistische Realität der stalinistischen Ära, wie Victor, der Freund der Familie, den Natalia bereits als Kind verehrt. Vielleicht ist es dem Narrativ der Familie der Autorin geschuldet, vielleicht aber auch dem Ziel, eine persönliche Geschichte auf eine Leserschaft auszurichten, von der geglaubt wird, dass sie es so genau gar nicht wissen will, sondern von ergreifender Dramatik durch eine Geschichte getragen werden möchte, die am Ende irgendwie doch gut ausgeht. Spürbar wird dies besonders in den Szenen, die sprachlich und stilistisch kaum dem standhalten, was da eigentlich erzählt wird, sei es der Besuch des Waisenhauses nach vielen Jahren, die Verhaftung des Vaters, das Wiedersehen mit Victor oder die Fahrt zum Flughafen:„´Talia, ich muss dir etwas sagen.` Seine Worte trafen sie wie ein Schwall kaltes Wasser. Da wären wir also, dachte sie. Sie betrachtete ihre Hände, die sich zitternd zu Fäusten ballten, als gehörten sie zu jemand anderem. Die Kehle schnürte sich ihr zu, und sie bekam nur schwer Luft.“ (S. 313). Die Geschichte hätte mehr verdient als die Botschaft, dass die Liebe am Ende alles Unglück besiegen kann und alle Träume wahr werden können.

Roxanne Veletzos
Im Licht der Freiheit. *Aus dem Amerikanischen von Corinna Rodewald. Aufbau Taschenbuch, Berlin 2020, 381 Seiten, 12,99 Euro.*

Heinrich Stiehler präsentiert „Panait Istrati: Politische Spätschriften 1934/1935“

Ein verzweifelter Humanist zwischen ideologischen Fronten

Von Anke Pfeifer

Populär wurde Panait Istrati vor beinahe einhundert Jahren mit seinem erfolgreichen, auf Französisch geschriebenen und später von ihm ins Rumänische übertragenen Roman „Kyra Kyralina“, der im Laufe der Jahrzehnte in Frankreich wie in Rumänien immer wieder aufgelegt und schon kurz nach seinem Erscheinen auch ins Deutsche übersetzt wurde. Zuletzt gab ihn übrigens 2016 der Verlag Klaus Wagenbach in der Übersetzung von Oskar Pastior mit einem Nachwort von Mircea Cărtărescu heraus. Dieser Erzählung um den Vagabunden Stavro folgte weitere Prosa, darunter „Nerantzula“, „Die Haiduken“ oder „Die Disteln des Bărăgan“, wo in einer balkanischen Welt häufig leidenschaftlich um Glück und Freiheit kämpfende Figuren an ungerechten Verhältnissen scheitern.

Istrati ist wohl der einzige Schriftsteller rumänischer Muttersprache, von dessen Werk eine umfassende Werkausgabe in deutscher Übersetzung existiert. Heinrich Stiehler gab die 14 Bände in den Jahren 1985-1993 heraus. 1990 erschien zudem seine Biographie zu Panait Istrati, der für seine literarischen Werke zumeist gefeiert, für seine ideologischen Positionen von links und rechts vereinnahmt wie auch heftig kritisiert wurde. Im dortigen XIX. Kapitel mit dem Titel „Einer, der sich auf nichts mehr einließ?“ analysierte er Istratis weltanschauliche Position am Lebensende und bezog sich dabei auf dessen in der Zeitschrift „Cruciada Românismului“ (Kreuzzug des Rumänentums) veröffentlichte Artikel. Nun hat Heinrich Stiehler diese Texte ins Deutsche übersetzt und sie – die Werkausgabe gewissermaßen ergänzend – mit dem Band „Panait Istrati: Politische Spätschriften 1934/1935“ dankenswerterweise einem breiten Publikum zugänglich gemacht.

Panait Istrati, aus sehr armen Verhältnissen stammend und sich Zeit seines Lebens nach Menschlichkeit und Gerechtigkeit sehnend, war in seiner Jugend in der sozialistischen Bewegung tätig und, wie sein Förderer Romain Rolland sowie andere europäische Intellektuelle auch, zunächst begeistert vom Experiment Sowjetunion, wo eine neue Gesellschaftsform den Armen und Rechtlosen eine gute Zukunft zu verheißen schien. Reisen dorthin machten ihn zum überzeugten Anhänger, persönliche Einblicke und Erfahrungen in die Realität beförderten seine Wandlung zum Antikommunisten. Aber auch weder das westliche bürgerliche Frankreich, noch die als ausbeuterische Tyrannei empfundene rumänische Gesellschaft waren für ihn geeignete Modelle zur Umsetzung seiner hehren Lebensvorstellungen.

Während seiner letzten Lebensmonate rang er, krank und in finanzieller Not, in einer Zeit erstarkenden Antisemitismus und des heraufziehenden Faschismus, auf widersprüchliche Weise um eine Verortung seiner ideologischen Überzeugungen, die er anhand aktuell-politischer Analysen darlegte. Dieser Kampf mit sich selbst und allen ideologischen Gegnern widerspiegelt sich in den präsentierten Artikeln sehr eindrücklich. Der Leitidee seiner Prosa, das Bekenntnis zum Humanismus und die Parteinahme für die Unterdrückten, blieb er dennoch treu.

Den 14 Texten Istratis vorangestellt sind zwei erläuternde Studien des Herausgebers. Im ersten Aufsatz skizziert er Istratis Leben und Werk „zwischen den Sprachen, Literaturen und politischen Systemen“, wobei dessen weltanschauliche Entwicklung den Schwerpunkt bildet.

Im zweiten Beitrag charakterisiert er das Wochenblatt „Cruciada Românismului“, das von 1934-1937 in Bukarest erschien mit dem Anspruch geistiger und moralischer Ertüchtigung der Leserschaft im Kampf gegen alles dem Rumänischen angeblich Fremde, darunter der jüdische Intellektuelle. Seiner Einschätzung nach nahm die Zeitschrift im Spektrum der rechten Presse zwar eher einen moderaten Platz ein, unübersehbar waren aber dennoch faschistische und antisemitische Positionen.

Stiehler stellt fest, dass Istrati die von den Herausgebern eingeforderte gleiche Distanz zu Kommunismus, Faschismus und Antisemitismus nicht wahrte. Aus seiner strikten antikommunistischen Haltung heraus plädierte Istrati zwecks Lösung gesellschaftlicher Probleme gegen eine „entartete Demokratie“ (S. 58) und für eine demokratisch geprägte Diktatur.

Aufgenommen wurden zudem Texte von Tudor Ionescu, Charles Chautems und Henri Barbusse, auf die sich Istrati bezog, sei es als Antwort auf einen Brief oder polemisch in seinen Artikeln.

Auch wenn sich die Texte nicht leicht lesen – es ist eine spannende Lektüre, die zudem tiefe Einblicke gibt in gesellschaftlichen Diskussionen der 1930er-Jahre in Rumänien.

Panait Istrati
Politische Spätschriften 1934/1935. *Übersetzt und herausgegeben von Heinrich Stiehler. Frank & Timme Verlag, Berlin 2020 (Forum: Rumänien, 39), 151 Seiten, 29,80 Euro.*

Hilfe für verfolgte Juden in Rumänien 1940-1944

Etwas Licht in einer dunklen Zeit

Von Gerhard Köpernik

Gleich auf der ersten Seite des Buchs über die Hilfe für verfolgte Juden in Rumänien, Transnistrien und Nordsiebenbürgen 1940-1944 stellt Mariana Hausleitner die Frage, warum in der Statistik der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem Rumänien mit nur 66 „Gerechten unter den Völkern" vertreten ist, während z.B. 6.863 Polen „Retter von Juden" genannt werden. Ein Grund für diesen Unterschied, unter anderen: Die Kenntnis über gerettete Juden ist dort breit, wo über diese Thematik viel geforscht wurde – was unter der Herrschaft der Kommunisten in Rumänien nicht der Fall war. Nach dem Krieg wanderten die meisten Juden aus, so dass kaum noch Überlebende des Holocaust ausfindig zu machen waren, als in den 1980er-Jahren Forschungen über die Judenverfolgungen einsetzten.

Umso verdienstvoller ist deshalb die Arbeit der Autorin, die in ihrem Buch zeigt, dass auch zahlreiche Rumänen sich nicht scheuten, Juden zu helfen. Sie hat im Wesentlichen die vorhandene Literatur zu diesem Thema ausgewertet und zusammengefasst. Entstanden ist ein Kaleidoskop mit vielen dunklen Tönen.

Das reich bebilderte (und etwas ungewöhnlich gestaltete) Buch beginnt mit einer Darstellung des politischen Kontextes der Judenverfolgung in Rumänien: In dem 1918 geschaffenen „Großrumänien" lebten rund 530.000 Juden, die sich ab den 1920er-Jahren mit einer wachsenden antisemitischen Strömung konfrontiert sahen. Unter Ministerpräsident Goga von der Nationalen Christlichen Partei wurden Juden ab 1937 entrechtet, ab 1940 setzten unter der von Marschall Antonescu mit der faschistischen Eisernen Garde gebildeten Regierung Enteignungen und Verfolgungen ein, die nach Niederschlagung der Garde nicht aufhörten, sondern mit dem Pogrom von Jassy Ende Juni 1941 einen ersten Höhepunkt fanden. Nach der Eroberung Bessarabiens durch rumänische und deutsche Truppen erfolgten Massenerschießungen und Deportationen nach Transnistrien, wo viele Juden an Unterernährung und Krankheiten starben.

In neun Kapiteln schildert die Autorin Rettungsaktionen einzelner Personen, aber auch die Anstrengungen von Politikern und Organisationen, den in Rumänien, Transnistrien und Nordsiebenbürgen von 1940 bis 1945 verfolgten Juden zu helfen: Beim Pogrom in Jassy/Iaşi wie auch in Transnistrien versteckten Rumänen unter Lebensgefahr Juden. Der Stadtkommandant von Tiraspol, Ion Popescu, schützte die 4.300 Juden im Ghetto der Stadt. In Czernowitz (rum. Cernăuţi, ukr. Černivici) retteten der deutsche Konsul Schellhorn und der Bürgermeister Popovici 20.000 Juden. In Moghilev gelang es dem Ingenieur Jägendorf, in seinem Unternehmen 500 Juden zu beschäftigen. Mehrere Persönlichkeiten, u.a. Königinmutter Elena und Bischof Bălan erreichten, dass Marschall Antonescu die von deutscher Seite geforderte Deportation von Juden aus Südsiebenbürgen ablehnte. Im ukrainischen Lager Teplik fälschte der deutsche Hauptmann Schweser die Liste der Lagerinsassen, um Kinder vor dem Tod zu bewahren. Nach der Besatzung Ungarns durch die deutsche Wehrmacht im März 1944 wurden über 400.000 Juden nach Auschwitz deportiert – auch aus dem 1940 Ungarn zugesprochenen Nordsiebenbürgen. In Städten wie Großwardein/Oradea und Sathmar/Satu Mare fanden sich mutige Bürger, die Juden versteckten oder ihnen halfen, über die Grenze nach Rumänien zu fliehen.

In zwei weiteren Kapiteln wird die Verfolgung von vielen Unterstützern der Juden im kommunistischen Rumänien sowie die Bemühungen einiger Personen nach 1990, sich als Judenretter auszugeben, geschildert.

Desillusionierend ist die Feststellung der Autorin in ihrem „Fazit", dass Hilfsaktionen in Rumänien und Transnistrien vor der Niederlage in Stalingrad Anfang 1943 recht selten waren. Die wenigen Helfer seien meist Privatpersonen gewesen, einige Amtsinhaber hätten durch ihre Position viele Juden gerettet, Diplomaten aus neutralen Ländern, aber auch Angehörige der rumänischen Armee und der Wehrmacht hätten sich für Juden eingesetzt. Besonders effektiv seien die Hilfsnetze der Juden selbst gewesen. Ab 1943 habe das Internationale Rote Kreuz mit Spenden jüdischer Organisationen das Leid in den Ghettos gelindert. Etwas überraschend ist, dass die Autorin dieses Kapitel mit der Aufarbeitung der Hilfsaktionen in der Republik Moldau und der Ukraine abschließt.

Die Schilderung der Hilfsaktionen zeigt die Vielfalt der Anstrengungen: Einfache Leute und hochgestellte Persönlichkeiten waren involviert, die Mitleid und Mut antrieben, aber auch viel Geld war im Spiel, teilweise verbunden mit Opportunismus und Korruption. Wenn man über die Rettung von Juden schreibt, kommt man nicht umhin, über die Schrecken der Judenverfolgung zu berichten. Das geschieht in Hausleitners Buch sehr eindrucksvoll, weil sie mit konkreten Fakten und Zahlen die erschütternden Gräueltaten beschreibt. Auch wegen dieses Aspekts ist das Buch lesenswert.

Mariana Hausleitner
Eine Atmosphäre von Hoffnung und Zuversicht. Hilfe für verfolgte Juden in Rumänien, Transnistrien und Nordsiebenbürgen 1941-1944. *Lukas Verlag, Berlin 2020, 296 Seiten, 25,00 Euro.*

Anton Sterblings Analysen aktueller gesellschaftlicher Krisen in Ländern der EU

„Zeitfragen“

Von Wilfried Heller

Mit seinem Buch „Die antwortlose Gesellschaft. Zeitfragen“ fügt der Soziologe Anton Sterbling, der aus dem rumänischen Banat stammt, seinem reichhaltigen wissenschaftlichen Œuvre sechs weitere spannende Analysen hinzu. In jedem der sechs Beiträge geht es um eine wissenschaftliche Untersuchung des Zeitgeschehens und um dadurch gewonnene Einsichten, die genutzt werden sollten für Maßnahmen zur politischen Beeinflussung gesellschaftlicher Entwicklungen. Jeder der Beiträge kann für sich allein gelesen werden. So enthält auch jeder von ihnen ein eigenes Literaturverzeichnis und ausführliche Fußnoten, die neben Literaturhinweisen oft erläuternde und ergänzende Ausführungen enthalten.

Die Beiträge sind in drei Teilen beziehungsweise Thematiken angeordnet. Jeweils zwei Beiträge entfallen auf einen Teil. Im ersten Beitrag des ersten Teils geht es um aktuelle Fragen und zentrale Probleme der Gegenwart aus der Sicht eines Soziologen und um die Notwendigkeit eines wissenschaftstheoretisch fundierten Herangehens an diese Probleme mit dem Ziel, eine in der Gesellschaft bestehende Antwortlosigkeit zu diesen Fragen und Problemen zu überwinden. Nach Auffassung des Autors verbergen sich hinter der Antwortlosigkeit tiefer gelagerte gesellschaftliche Probleme, die von ihm nach *lebensweltlichen* (d. h. Problemen des Alltagshandelns), *wissenschaftlichen* und *religiösen* Problemen differenziert betrachtet werden. Im zweiten Beitrag des ersten Teils wird die Frage behandelt, weshalb auch in der Zeit der Digitalisierung und der künstlichen Intelligenz Theorien wichtig sind. In der Praxis von Problemlösungen, d.h. in der Anwendung von Methoden und Techniken, seien Digitalisierung und künstliche Intelligenz hilfreich, für das Verstehen der Probleme sei jedoch theoriegeleitetes Suchen Voraussetzung. Geradezu lehrbuchartig sind die Ausführungen Sterblings über wissenschaftliches Denken, über Theorien als allgemeine Hypothesensysteme und über andere wissenschaftstheoretische Themen gestaltet.

Im zweiten Teil des Buches („Internationale Wirtschaftsbeziehungen und Gefahren hegemonialer Entwicklung in der Europäischen Union“) geht der Autor von einer Theorie der Knappheit aus. Gemäß dieser Theorie wird Knappheit als Ursprung sozialen Handelns bezeichnet. Die Wirtschaftsbeziehungen werden nach den drei Formen Austausch, Entzug und Schenken differenziert dargestellt. Danach befasst sich Sterbling mit der Kategorie Vertrauen und dessen sozialen und kulturellen Grundlagen. Vertrauen wird für die Vermeidung und Behebung von Störungen der Wirtschaftsbeziehungen als besonders wichtig betrachtet und stellt somit eine sehr wertvolle Handlungsressource dar. Des Weiteren studiert der Autor Institutionen und kulturelle Wertordnungen, die das soziale Handeln strukturieren, weil Institutionen als Ausdrucksformen der Kultur betrachtet werden und Störungen der Wirtschaftsbeziehungen auch auf kulturelle Unterschiede der beteiligten Akteure zurückgehen können. Die Gefahr hegemonialer Entwicklungen in der Europäischen Union (EU) führt Sterbling auf grundsätzliche Konstruktionsprobleme der EU zurück. Soll sie ein Staatenbund oder ein Bundesstaat, eine Wertegemeinschaft oder eine Vertrags- bzw. Rechtsgemeinschaft sein? Es sei offenkundig geworden, dass ein schrankenloser Vorrang des EU-Rechts für Nationalstaaten nicht möglich ist. In diesem Zusammenhang werden noch andere kritische Aspekte für die weitere Entwicklung der EU angesprochen.

Der dritte Teil des Buches widmet sich zunächst der Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört. Er zeigt, dass zwischen den westlichen und islamischen Wertesystemen, welche die ideellen Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnungen bilden, Probleme der Vereinbarkeit bestehen. Auf dieser Basis verfolgt Sterbling sehr umsichtig die Frage, welche Möglichkeiten der Integration und Anpassung einerseits und welche Hindernisse und Schwierigkeiten andererseits für muslimische Zuwanderer in westlichen Gesellschaften bestehen. Im letzten Schritt analysiert der Autor kritisch die Diskussion über Rassismus in Deutschland und den westlichen Staaten. Wesentlich ist für Sterbling die Unterscheidung zwischen Rassismus als Ideologie einerseits und Rassismus als konkrete Darstellung und Form in interethnischen Beziehungen und Kontakten andererseits.

Die Sachverhalte, um die es im Buch geht, werden vom Autor dargestellt in einem über weite Strecken sehr dicht geschriebenen Text, der die lernbegierige Leserschaft zu einer besonders genauen Lektüre herausfordert. Das Buch ist allen, die an den behandelten Themen interessiert sind, nachdrücklich zu empfehlen.

Anton Sterbling
Die antwortlose Gesellschaft. Zeitfragen. *Shaker Verlag, Düren 2021 (Buchreihe Land-Berichte, 17), 197 Seiten, 10,00 Euro.*

Reisen ohne Sprachbarriere

„Drum bun! Dumnezeul să vă binecuvânteze!“

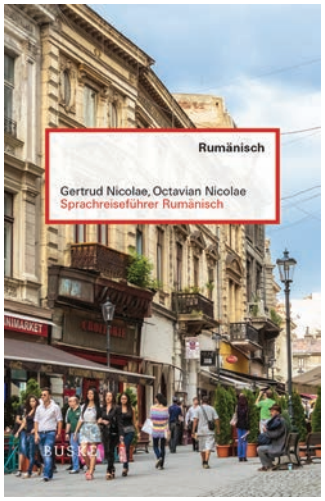
Von Maren Huberty

Sprachreiseführer – mit diesem hybriden Format hat der auf Fremdsprachen und Sprachwissenschaft spezialisierte Helmut Buske Verlag vor wenigen Jahren ein neues editorisches Segment eröffnet. Es soll „die Eigenschaften eines Reiseführers mit themenorientiertem und praktischem Spracherwerb“ verbinden, so dass Reisenden sowohl eine touristische Orientierungshilfe als auch eine gezielte Auswahl an Redemitteln an die Hand gegeben wird. Der Fokus liegt auf der Sprache, denn schließlich wird über sie der individuelle Kontakt und Zugang zu Land und Leuten hergestellt. Dabei konzentriert sich der Verlag (zunächst?) auf wenig gesprochene Sprachen.

Neben Isländisch und Georgisch ist nun auch ein Sprachreiseführer Rumänisch erschienen. In 25 Kapiteln wird eine große Palette von Themen aufbereitet. Sie reicht von der Ankunft am Flughafen über Unterkunft, Sehenswürdigkeiten, Reisemöglichkeiten durch das Landesinnere, Essen und Trinken, Freizeitaktivitäten und vieles andere mehr bis hin zum Smalltalk. Kurze Texte führen in den jeweiligen Bereich ein und werden oft um weiterführende Hinweise auf einschlägige Webseiten ergänzt. Dann folgen übersichtliche Wortlisten und Mustersätze, die die sprachliche Bewältigung von Alltagssituationen ermöglichen sollen, sei es nun beim Mieten eines Leihwagens, bei der Reklamation des tropfenden Wasserhahns im Hotelzimmer, beim verletzungsbedingten Arztbesuch oder beim Anzeigen eines Diebstahls. Der Umfang der einzelnen Kapitel differiert je nach Thema. Das Vokabular zu Handy, Bank oder Post ist naturgemäß beschränkter als das zur kulinarischen Vielfalt, wo sowohl deutsch-rumänische als auch rumänisch-deutsche Wortlisten eine schnelle Nachschlagehilfe bieten. Dem Ganzen vorangestellt werden fünf einführende Kapitel, die einige allgemeine Informationen zur geografischen Lage sowie zur ethnischen, kulturellen, religiösen und sprachlichen Vielfalt Rumäniens liefern. Farbige Bilder vermitteln erste Eindrücke von Landschaft und Menschen oder untersetzen anschaulich den situationsspezifischen Sprachgebrauch, wie z.B. Abbildungen von Orts- oder Verkehrsschildern.

Das Konzept dieses Sprachreiseführers ist durchaus gelungen. Denn mittlerweile gibt es eine umfangreiche Reiseliteratur zu Rumänien in den Print- und Onlineformaten, so dass die Autoren zu den einzelnen Themen neben grundsätzlichen Informationen auch mit ausgewähltem Detailwissen aufwarten können. Mit einem zugewandten und zugleich sehr reflektierten Blick werden Besonderheiten der im Land anzutreffenden Lebensweisen herausgestellt und nützliche Hinweise im Umgang mit ihnen gegeben. Der themenspezifische Wortschatz ist gut gewählt, vom Blasenpflaster bis zur Prepaidkarte, vom Kindersitz bis zur Kontaktlinse ist alles zu finden. Eine große Hilfe sind vor allem die zahlreichen vorformulierten Sätze, die eine ganze Bandbreite an realistischen Gesprächssituationen antizipieren. Sehr erfreulich ist, dass sprachlich auch auf die Belange von Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen eingegangen wird.

Eine vereinfachte Lautschrift, die zu Beginn des Buches erläutert wird, führt in die phonetischen Besonderheiten der Zielsprache ein. Allerdings wird die dort angegebene Transkription [Î] für das im Rumänischen typische <â, î> nicht konsequent umgesetzt. Da in dem einführenden Kapitel zur rumänischen Sprache nochmals die eingangs bereits vermittelten Aussprachehinweise gelistet werden, kommt es zu einigen Redundanzen. Und pauschale Aussagen, dass der rumänische Grundwortschatz (rein) lateinisch und die frühere Kanzleisprache Altslawisch gewesen sei, irritieren zumindest die Linguistin. Überhaupt sind die einleitenden Kapitel nicht so überzeugend wie die nachfolgenden themenspezifischen Beiträge mit ihren Insidertipps und treffenden Sprachbeispielen, was möglicherweise der vom Verlag vorgesehenen Kürze für diese Textabschnitte geschuldet ist. Insgesamt jedoch ist dieser Sprachreiseführer durch seine funktional angemessene Struktur, sein ansprechendes Design und sein Taschenbuchformat ein zu empfehlendes Hilfsmittel für eine Reise durch Rumänien und die Begegnungen mit seinen Menschen.



Gertrud Nicolae,
Octavian Nicolae
Sprachreiseführer Rumänisch.
Helmut Buske Verlag, Hamburg 2021, 201 Seiten, 19,99 Euro.

Eine kulinarische Annäherung an Rumänien

Vielfalt feiern

Von Miriam Pfeiffer

Es gab vermutlich kaum eine geeignetere Zeit als das vergangene Jahr, um sich dem Kochen zu widmen oder mit dem Backen anzufangen – und sich dabei auf eine kulinarische Reise in ein anderes Land einladen zu lassen. Das verspricht der deutsche Untertitel des im Original auf Englisch erschienen Buchs „Carpatia“ von Irina Georgescu. Das erste Kochbuch der in Bukarest geborenen und aufgewachsenen Autorin, die mittlerweile in Großbritannien lebt, ist eine Hommage an die vielfältige und abwechslungsreiche Küche Rumäniens.

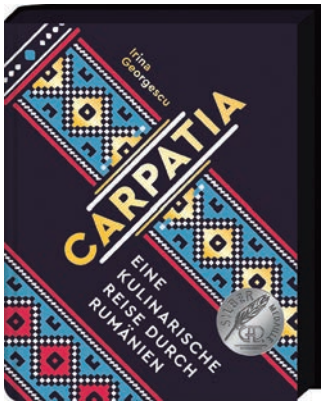
Mit Kindheitserinnerungen, Anekdoten über das Leben in Rumänien und allerlei Wissenswertem gibt sie den Lesern nicht nur einen Vorgeschmack auf die Gerichte, sondern lässt auch die unterschiedlichsten Einflüsse hochleben, denen das Land und seine Küche ihren Facettenreichtum verdanken – das multiethnische Zusammenleben ebenso wie regionale Besonderheiten. Vom ungarischen Eintopf bis zum türkischen Kaffee finden sich die absoluten Klassiker, aber auch einiges zum Neu- und Wiederentdecken, so zum Beispiel der Schichtkuchen *Albinița*. Dass jedes Rezept mit einer individuellen Geschichte vorgestellt wird, macht „Carpatia“ zu etwas Einzigartigem. An einigen Stellen wirken verallgemeinernde Aussagen über „die Rumänen“ als etwas aus der Zeit gefallen und passen nicht so recht zu dem sonst sehr differenzierten Bild der sich überlagernden Einflüsse in der südosteuropäischen Küche. Trotzdem verleiht gerade das Persönliche dem Buch einen besonderen Charme und erzählerischen Charakter. Stimmungsvolle Aufnahmen von Rumäniens Städten und Landschaften ergänzen harmonische Bilder liebevoll zubereiteter und schlicht garnierter Speisen, die das Essen in den Mittelpunkt stellen und Lust aufs Nachkochen machen. Großzügig widmen sich ganze Doppelzeiten einzelnen Gerichten mit ihren besonderen Variationen sowie den traditionellen Festen, zu denen Menschen zusammenkommen. Optik und Haptik machen schon das Durchblättern zu einem sinnlichen Erlebnis.

Es liegt auch an der übersichtlichen Gestaltung und Gliederung, dass man selbst beim Stöbern schnell auf passende Rezepte für jeden Anlass stößt. Auf einen Blick lassen sich alle Zutaten und wichtigsten Arbeitsschritte erfassen. Die Anleitungen zur Zubereitung sind klar strukturiert, was auch unerfahrenen Köche und Bäcker das Gelingen erleichtert. Lediglich zur Einschätzung des Arbeitsaufwands bedarf es etwas Übung. Erläuterungen zu den rumänisch betitelten Gerichten sowie typischen Lebensmitteln bieten einen authentischen Einblick in die rumänische Küche.

Abwechslungsreich sind die Rezepte in jeder Hinsicht: Neben Vorspeisen, Eintöpfen, Hauptspeisen, Eingelegtem und Kompotts finden sich auch Backwaren und Snacks. So widmet sich ein ganzes Kapitel der rumänischen Brottradition und erinnert an die zahlreichen kleinen Bäckereien mit *Covrigi* und *Plăcinte*. Fleisch- und Fischliebhaber werden beim Deftigen ebenso verwöhnt wie Vegetarier. Obwohl nicht in einem eigenen Kapitel dargestellt, bietet die rumänische Küche zahlreiche fleischlose und sogar vegane Gerichte, die unter anderem an orthodoxen Fastentagen auf den Tisch kommen. Ebenfalls ein gefundenes Fressen sind die unzähligen Süßspeisen, die sich besonders gut mit einem der alkoholischen Getränke wie *Vișinată* oder Walnusslikör genießen lassen.

Die gefeierte kulinarische Vielfalt spiegelt sich auch in der Fülle der Zutaten sowie deren unterschiedlichsten Kombinations- und Zubereitungsmöglichkeiten wider. Irina Georgescu erweitert und schärft den Blick für bekannte wie ausgefallenere Lebensmittel, stellt Varianten der Rezepte von der Moldau bis Oltenien vor, gibt Hinweise zu Alternativen der im Ausland schwer erhältlichen Zutaten und lässt Raum für eigene, individuelle Akzente. Ihre wertschätzende Haltung zum Essen sowie ihr Bewusstsein für Regionales und Saisonales ist dabei gleichermaßen traditionsreich wie aktuell. Sich von am Wegrand wuchernden jungen Brennnesseln zu einem Frikassee inspirieren zu lassen, saure Essiggurken mit Tomaten und Zwiebeln zu kochen oder gefallene Äpfel zu füllen – es sind vor allem die scheinbar simplen Rezepte, die durch ihre Raffinesse bestechen.

„Carpatia“ ist eine Bereicherung – für in der Küche Erfahrene wie Ungeübte, für Rumänienliebhaber wie solche, die es werden wollen. Was gibt es Schöneres als über leckeren Düften in Erinnerungen zu schwelgen und kulinarisch in eine andere Region einzutauchen?



Irina Georgescu
Carpatia. Eine kulinarische Reise durch Rumänien. *Deutsche Übersetzung von Manuela Schomann. ars vivendi verlag, Cadolzburg 2020, 224 Seiten, 26,00 Euro.*

Die erste Auflage eines ausführlichen Rumänienreiseführers

Ein Mutmacher für die Zeit nach der Coronapandemie

Von Gilles Duhem

„Wird man bald wieder wie früher verreisen dürfen?“ ist die bange Frage, die viele im Frühling 2021 umtrieb. Zuversicht, aber auch Vorsicht und Angstgefühle dominieren den Diskurs, allen Fortschritten der Impfkampagnen in den europäischen Ländern zum Trotz, wenn es um die liebste Freizeitbeschäftigung der Deutschen geht.

Einhaltung der sozialen Distanzierung, kein Massentourismus, viel Natur, viel Ruhe, Erreichbarkeit mit dem eigenen Fahrzeug, kleindimensionierte Unterkünfte bzw. individuelle Ferienwohnungen sind die neuen Wünsche und Forderungen, die an einem Urlaubsziel gestellt werden. Und erschwinglich soll es auch sein.

Könnte also das Ende der Pandemie die Attraktivität von Rumänien als Reiseland steigern? Die Frage ist durchaus berechtigt, weil Rumänien alle vorhin erwähnten Kriterien erfüllt. Darüber hinaus ist das verhältnismäßig wenig besuchte, kaum bekannte und dennoch größte und sonnige EU-Land in Südosteuropa mit dem Auto schneller zu erreichen als Spanien.

Mit der ersten Auflage dieses Reiseführers hat sich also der Traditionsverlag DuMont den richtigen Zeitpunkt ausgesucht. Mit Silviu Mihai wurde ein fundierter Kenner der rumänischen und der deutschen Realität verpflichtet.

Das Buch ist eine kleine Enzyklopädie der rumänischen Gegenwart. Von der Minderheitsproblematik über die Juwelen der Jugendstilarchitektur Bukarests bis hin zu Tipps für lesbische und schwule Reisende oder für Radtouristen (in Rumänien eine noch seltene Erscheinung) lässt es kein Thema aus.

Nach den üblichen Vorschlägen für Kurzreisen stellt der Autor ein weitreichendes Panorama der rumänischen Gesellschaft auf, das weit über die Anforderungen eines Reiseführers hinausgeht. Bemüht um Sachlichkeit und Ausführlichkeit hält sich der politische Journalist Mihai fast immer mit Kommentaren zurück. Zu der größten Plagen Rumäniens, der Korruption, liefert er zum Beispiel einen kurzen, prägnanten Beitrag.

Hilfreich sind sowohl die chronologische Zeittafel als auch ein über das ganze Buch verteiltes, anschauliches und üppiges Kartenmaterial. Die Landkarte Rumäniens die im Buchumschlag steckt, bildet für den Käufer eine angenehme Überraschung. Diese verschiedenen Elemente ermöglichen dem unkundigen Reisenden, für den häufig Rumänien „irgendwo im Osten“ und „das Land von Dracula und Ceauşescu“ ist, eine willkommene Orientierung und Verortung. Kleines Manko dennoch: Für ein Land wie Rumänien wäre ein Kartensatz angebracht gewesen, der schematisch die erheblichen Veränderungen der Landesgrenzen im Laufe seiner modernen Geschichte darstellt. Wo endete Österreich-Ungarn vor 1918? Wo befanden sich die vom Osmanischen Reich kontrollierten Fürstentümer? Wo lag das Königreich Rumänien nach 1881 mit Karl von Hohenzollern-Sigmaringen an der Spitze? Es sind Fragen, die einen in Rumänien oft beschäftigen, wenn man das Land bereist. Sie zu beantworten hilft Brüche und Kontraste vor Ort viel besser zu verstehen.

Die sechs nach den jeweiligen Regionen Rumäniens klar gegliederten Kapitel sind mit praktischen Tipps und Informationen gespickt, die den Aufenthalt vor Ort wesentlich erleichtern.

Der Anspruch auf Vollständigkeit dieses Reiseführers führt zu einem sehr dichten Text und zu einer Typografie, die für den Leser über 50, heutzutage wahrscheinlich der übliche Käufer solcher Werke, (die jüngere Generation von Reisenden stürzt sich lieber auf das Internet), schnell anstrengend werden. Manchmal ist weniger besser als zu viel.

Sachlich, exhaustiv, dennoch unterhaltsam und nie langatmig: Das Buch ist sicherlich ein gutes Werkzeug, um gegen den schlechten Ruf zu kämpfen, der unberechtigterweise in Westeuropa an Rumänien haftet, weil oft Rumänen und Roma als Bevölkerungsgruppen verwechselt und gleichgestellt werden. Mit einem kurzen, aber präzisen und nicht unkritischen Abriss geht der Autor (S. 56) auf die Roma-Problematik ein, damit der reisende Laie über ein minimales Grundwissen verfügt.

Einziger Wermutstropfen: Schade, dass ein Verlag, der sich den Kampf gegen den Klimawandel auf die Fahne schreibt, für den Emissionsrechner *atmosfair* wirbt, und ausgerechnet am anderen Ende der Welt, in China, diesen Reiseführer drucken lässt. Gibt es keine Druckerei in Europa, zum Beispiel in Rumänien, die unter ähnlichen finanziellen Bedingungen dieses Werk hätte drucken können? Im Rahmen einer globalen Nachhaltigkeitsstrategie dieses renommierten Verlagshauses wäre es für die zweite Auflage eine Überlegung wert und eine kleine Förderung der lokalen Ökonomie.

Silviu Mihai
Rumänien. *DuMont Reiseverlag, Ostfildern 2021, 432 Seiten, 24,95 Euro.*

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident	Dr. Gerhard Köpernik
Vizepräsidentin	Hermine-Sofia Untch
Schatzmeister	Tony Krönert
Schriftführerin	Mona Vintilă
Beisitzer	Dr. Raluca Fritzsch
	Christof Kaiser
	Wilfried Lohre
	Dr. Natalia Toma
	Janka Vogel

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

☐ Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.

☐ Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.

☐ Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.

☐ Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!
Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Name: . . . . . .

Anschrift: . . . . . .

E-Mail: . . . . . .

Telefon: . . . . . .

Ort, Datum, Unterschrift: . . . . . .